

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

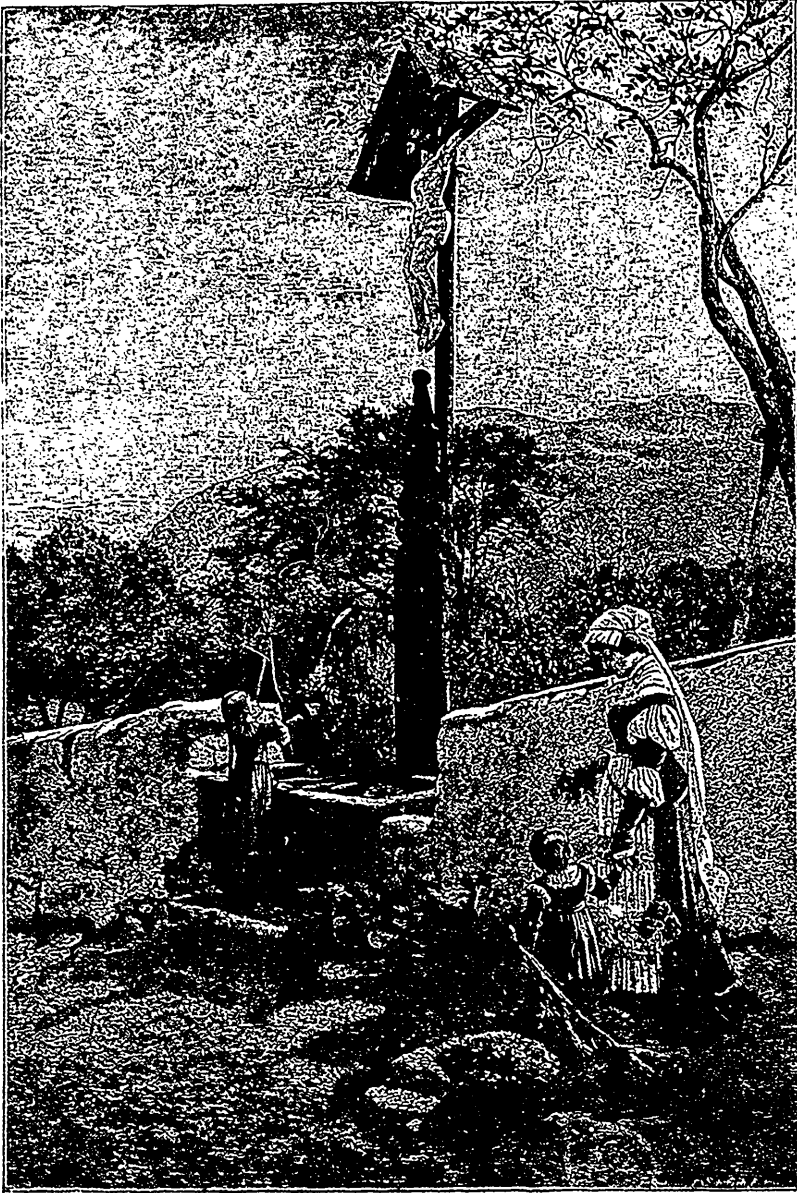
Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



“Der für uns sein kostbares Blut vergossen hat.”

Kundschau



Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Juli 1899.

Nummer 10.

Grüß an Maria!



Jungfrau, als Mutter erkiesen,
Als Mutter des Königs so groß,
Du kannst Deinen Schöpfer umschließen
Auf Deinem jungfräulichen Schooß.

Zu wunderbar sel'gem Pfade,
Es lenkte der Ewige ein,
Daß Er aus unnennbarer Gnade
Ein Kind, Dir, Maria konnt sein.

O siehe, in ewiger Liebe
Hat Er Dich zur Mutter erwählt
Und daß Dir Jungfräulichkeit bliebe,
Hat Er sich der Keinsten vermählt.

Jungfräulich war Deine Begierde,
Dem Geiste als Braut Dich zu weih'n,
D'rum Mutterchaft sollte die Zierde
Jungfräulicher Keinnigkeit sein.

O Jungfrau, Du makellos Deine,
Du Einzige, Die da gebar,
Ein Gotteskind ist nun das Deine,
Dein Schöpfer, der ewiglich war.

Um Dir Seine Lieb' zu bekunden,
Gott wollte Dir Kräfte verlei'h'n,
Daß Du Ihn, o Jungfrau verbunden,
Dir kindlich ergeben zu sein.

Wer könnte wohl würdig besingen,
O göttliche Mutter Dein Loos,
Die Gnade ließ Gott Dich erringen,
Daß Er Dir geruhet im Schooß.

Nicht fasset der Engel am Throne,
Nuch nimmer des Menschen Verstand,
Die Liebe, in der Sich zum Sohne
Der Kleinste Dir, Jungfrau, verband.

Und nimmer ein Wesen ergründet,
Wie hoch Dich der Höchste erhob ;
Doch alles Geschaff'ne verkündet
Und singet Dein ewiges Lob.

Das Blümlein auf irdischen Auen,
Der Engel in himmlischen Höh'n,
Sie preisen Dich, Zierde der Frauen,
Maria, wie bist Du so schön !

Fr. Anton Maria, O. C. C.



„Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel.“

(Nach dem Englischen des Very Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.)

Wieviele heilige Erinnerungen knüpfen sich doch an diesen Namen!

Der Berg Karmel ist der Ausläufer des Gebirges Libanon und sein Fuß badet sich in den blauen Wassern des Mitteländischen Meeres. Oliven- und Lorbeerhaine umgürten seine Hänge; Eichen und Fichten krönen sein Haupt. Krystallhelle Quellen rieseln von ihm nieder und tränken die grünen Wiesen und Saatsfelder des Thallandes. Es strotzt von der Fülle der Fruchtbarkeit und bietet den entzückendsten Anblick. Hunderte von kleineren und größeren Höhlen bergen sich in den Falten der Kalkstein-Wände und bieten eine schützende Unterkunft dem Landmann und seinen Heerden, Zuflucht den Flüchtlingen, aber auch eine stille Heimstätte den Einsiedlern, welche in der Beschaulichkeit und ferne dem Geräusche der Welt ihren Geist allein mit Gott und dem Ewigen beschäftigen wollen.

Was Wunder darum, daß die hl. Schrift sich in Ausdrücken der Bewunderung über den Karmel ergeht, daß Isaias ihn und seine Schönheit mit der Herrlichkeit des Reiches Christi vergleicht, daß im hohen Liede die Holdseligkeit der Braut mit seiner Lieblichkeit gemessen wird?

Aber auch historische Erinnerungen wehen um die heilige Höhe einen Glanz der Verklärung und bezeichnen sie als einen Born der Gnaden.

Schon vor der Theilung des salomonischen Reiches liebten es die Propheten, auf den Berg Karmel sich zurückzuziehen, um ihre Tage da in der Gemeinschaft mit Gott zu verbringen. Und als die Thezibiten die zerstreuten Propheten-Schüler hier sammelten, fanden sie da nicht nur Quellen zu Stillung des leiblichen Durstes, sondern auch Bäche des geistigen Lebens, welche die Wüste der Seele in einen lachenden Blumengarten verwandelten, in denen der Baum der Gottseligkeit himmlische

Früchte trug und Ströme der Hoffnung für das niedergetretene Volk Gottes rauschten.

Eine geräumige Höhle, 60 Fuß lang und 45' breit, wurde die Wiege dieser Schule. Die Sehnsucht nach dem kommenden Erlöser machte sie zu einem Paradiese für ihre Bewohner. Hier lernten sie, daß persönliche Heiligkeit, stetes Gebet und heiliges Verlangen die Zeit bis zur Erfüllung der Weissagungen kürzen möchten. Von hier aus ertönte Tag für Tag in ahnungsvoller Wonne der Sang der Liebe: Thauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!

So darf es uns nicht überraschen, daß Gott solchem Flehen ein Zeichen der Erhörung gab. Elias sieht, daß aus dem Meere eine Wolke sich erhebt, wie der Fuß eines Mannes und, vom heiligen Geiste erfüllt, weiß er, daß dies nicht nur ein Zeichen des versprochenen Regens für Achab sei, sondern vielmehr ein Pfand der Unbefleckten Empfängniß, die aus dem Schooße des sündhaften Volkes rein sich erhebt als eine Verheißung des kommenden Erlösers. Das Zeichen ist erschienen.

Von jetzt ab mendet sich die besondere Verehrung der Prophetenöhne der künftigen Mutter des Erlösers zu, ein Seher ersteht nach dem anderen, immer klarer und zuverlässlicher ertönt das Wort der Weissagung und, wie die Zeit der Erfüllung näher rückt, entfaltet die Hoffnung auch mächtiger ihre Schwingen, wird das Verlangen stärker, das Flehen heißer.

Wie konnte es anders sein, nachdem Achaz die Worte vernommen hatte: „Der Herr selbst wird Euch ein Zeichen geben. Sehet, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und sein Name wird sein Emmanuel, d. h. Gott mit uns!“

Konnten sie jetzt noch nach dem Messias seufzen, ohne zugleich auch ihr. Herzen für seine Mutter entbrannt zu fühlen? Wie konnten sie beten, daß der neue Adam die gefallene

Menschheit wieder erheben sollte, ohne der neuen Eva zu gedenken, die in eminentem Sinne die Mutter aller Lebendigen sein sollte?

So bildete sich die erste Genossenschaft zur Verehrung der Mutter Gottes. Sie bildete eine Communität unter einem anerkannten Oberen; die Andachten wurden gemeinsam gepflogen und die Traditionen gingen so sorgfältig gehütet auf die Späteren als eine Constitution über, wie es später in den religiösen Orden des neuen Bundes geschah. Wie Alles im neuen Bunde sein Vorbild im alten hatte, so gab auch diese Prophetenschule das Beispiel der vollständigen Hingabe des Menschen an Gott, worin ja das Wesen des Ordenslebens besteht.

Als die Zeit der Ankunft des Herrn nahe war, offenbarte dies Gott einzelnen der Propheten-Söhne.

Diese theilten die Offenbarung der hl. Anna mit, der Mutter der Allerseligsten Jungfrau. Welche Feder vermöchte die Freude zu schildern, welche diese Nachricht brachte. Jetzt sollten sie mit eigenen Augen sich erfüllen sehen, was alle Propheten bisher nur im Geiste geschaut hatten. Vor ihren Blicken entfaltete sich nun die Morgenröthe des Tages der Erlösung. Zwischen Nazareth und Karmel entspann sich jetzt der innigste Verkehr, es war der Umgang einer Königin mit ihren treuen Vasallen. Und je wunderbarer in dem Töchterchen der hl. Anna die göttlichen Gnaden sich zeigten, desto mehr wuchs ihre Liebe und Verehrung für dasselbe. Sie erfüllten jetzt schon die Worte des Magnificat: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter der Erde.“

Als in der heiligen Nacht dann der Erlöser geboren wurde und Engelschöre seine Ankunft den Hirten verkündeten, brachten diese die Kunde den Essenern, und diese standen zu den Propheten-Söhnen in gleichen Beziehungen, wie jetzt Mitglieder des dritten Ordens zu solchen des ersten. So erhielten die Einsiedler auf dem Berge Karmel bald Kunde von dem frohen Ereigniß und nun wiederhallten auch die Höhlen auf ihrem hl. Berg von dem Lobgesange: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden.“

Die Jahre zogen dahin. Die frommen Bewohner des Karmel waren Zeugen des verborgenen Lebens Jesu in Nazareth, des öffentlichen Auftretens des Messias und seines Opfertodes auf Kalvaria. Sie verstanden wohl den Heroismus der Schmerzhaften Mutter Gottes und die Bedeutung der Worte: „Sohn, siehe hier deine Mutter.“ Herzlichstes Mitgefühl, kindliche Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, alles wirkte zusammen, um ihnen Maria immer lieber und lieber zu machen.

Bei der Pfingst-Predigt des hl. Petrus finden wir die Propheten-Söhne unter seinen begeisterten Zuhörern, und durch das Wasser der Taufe, das damals über sie ergossen wurde, wurden diese Eremiten zu einer christlichen Gemeinde neugeschaffen. Der Schatten wandelte sich in Licht, der Typus erlangte seine Vollkommenheit, und die Mutter Jesu war für sie fortan nicht mehr die Mutter des verheißenen Erlösers: sie wurde jetzt ihre eigene Mutter, die unter dem Kreuze beim Erlösertode die Mutter aller Gläubigen wurde. Diese kindliche Liebe fand ihren Ausdruck im Bau eines Heiligthums, das auf der Höhe des Berges Karmel errichtet und der Allerseligsten Jungfrau geweiht wurde im Jahre 38 der christlichen Zeitrechnung, also noch zu Lebzeiten der Mutter Gottes.

Es war dies die erste Marienkirche in der Welt.

Doch das Leben ist unbeständig. Die Verfolgung der Synagoge und des römischen Weltreiches lichtete die Reihen der Brüder Mariä und vertrieb sie zeitweilig aus ihrem Asyl auf dem Berge Karmel. Hunderte lassen ihr Leben für ihren Glauben. Aber neue Mitglieder vermehren wieder die Schaar. So blieb die Genossenschaft erhalten und setzten sich die Traditionen fort, nach denen der Hauptzweck kein anderer war, als die Verehrung Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel.

Pilger, welche zum Grabe unseres Herrn wallfahren, werden sicherlich auch den Eremiten auf dem Berge Karmel einen Besuch machen; denn wie Jerusalem die Stätte der Anbetung und Verehrung des lieben Heilandes ist, so blüht

auf dem Berge Karmel die Pflege der Andacht zu Maria.

Die Eroberung des heiligen Landes durch die Araber und später durch die Türken gab Anlaß zu den Kreuzzügen. Einzelne der Kreuzfahrer verblieben in Palästina und schlossen sich den Einsiedlern auf Karmel an. Durch die Vermischung verschiedener Nationalitäten, Erziehungsweisen und Bestrebungen, gestaltete sich nun das einsiedlerische Wesen daselbst in ein klösterliches um.

St. Berthold wurde im Jahre 1156 zum ersten Lateinischen General des Ordens erwählt.

Auf die Siege der Kreuzfahrer folgten aber bald schwere Niederlagen und auf's neue wurden die Brüder Mariens Gegenstand der heftigsten Verfolgung durch die Mohamedaner. So blieb schließlich den Mönchen nichts anderes übrig, als Palästina zu verlassen und nach Europa überzusiedeln.

In den Jahren 1238 bis 1244 erstanden neue Karmeliter-Klöster auf den Inseln Cypern und Sicilien, in Frankreich und England. Papst Innocent IV. zählt sie im Jahre 1245 den Bettelorden zu und billigte ihre Regel im Jahre 1247 unter dem Titel „Orden der Allerseligsten Jungfrau vom Berge Karmel.“

Ein gutes Werk gedeiht aber in der Welt nimmermehr ohne Widerspruch. Der Karmeliter-Orden mußte auch diese Erfahrung machen. Und zwar in solchem Maße, daß selbst der Bestand des Ordens längere Zeit gefährdet war.

In äußerster Noth suchte schließlich der hl. Simon Stock, der General des Ordens, Hülfe nicht mehr bei den Großen und Mächtigen der Erde, sondern bei der Allerseligsten Jungfrau selbst, die er um ein Zeichen ihres besonderen Schutzes im Gebete bestürmte. Seinem Flehen konnte die Gnadenvolle ihr Herz nicht verschließen. So gab sie ihm für die ganze katholische Welt das braune Skapulier vom Berge Karmel.

Zur selben Zeit hatte der Papst eine Erscheinung der Mutter Gottes und sie befahl ihm, ihrem Orden seine volle Gunst zuzuwenden und ihm ein authentisches Zeugniß dessen zu geben.

Plötzlich änderte sich nun die Lage des Ordens. Das Dunkel, das über ihm nachtete, wurde von der Glorie des Lichtes durchbrochen. Die Feinde verstummten; die Freunde jubelten und die Verehrer Mariens fühlten sich wie mit magischen Banden zum Orden hingezogen. Nun drängten sie sich herbei, um sich um das Banner der Allerseligsten Jungfrau vom Berge Karmel zu schaaren, das Kleid ihrer Königin anzulegen, um der damit verknüpften Gnaden theilhaftig zu werden. Die Zahl der Mitglieder wuchs rasch, so sehr, daß in kurzer Zeit ganz Europa mit Karmeliterklöstern besät war und man mit gutem Fug sagen konnte: man vermöge von Norwegen nach Rom zu gehen und in jeder Nacht Herberge in einem anderen Karmeliterkloster zu finden. Aber, wie im Leben der Kirche Gottes auf Erden Fluth und Ebbe, Aufgang und Niedergang wechseln, so sehen wir auch zur Zeit den Karmeliter-Orden leiden unter diesem natürlichen Prozesse.

Das Schisma im Westen Europa's brachte dem Orden eine so tiefe Wunde bei, daß er sich noch nicht vollständig davon erholt hat. Der große Abfall im 16. Jahrhundert brachte für Hunderte von Klöstern allgemeinen Ruin. Welche diesem Schicksale entgingen, die wurden durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet. Darauf folgten zerstörend die französische Revolution, die Verfolgungen der Kirche in Rußland, die Einziehung der Klöster in Italien und Spanien. So wurde Zweig um Zweig von dem stolzen Baume gebrochen, so daß der Orden heute dasteht wie ein riesiger Stamm, von dem der Sturm Krone und Zweige gerissen hat.

Doch, da die Allerseligste Jungfrau dem hl. Peter Thomas die Versicherung gegeben hat, daß dieser Stamm unzerstörbar sein solle, da er im Schutze des Skapuliers seine Blüthen treibe, so sehen wir keine Ursache zu verzagen. Langsam erholt er sich von allen Schlägen und selbst drückende Armut kann seine Neu-Entwicklung nur verzögern, nicht verhindern.

Wo immer ein Karmeliterkloster ist, da ist ein Heim der besonderen Verehrung für Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel. Namentlich wird das Skapulierfest feierlich begangen. Es ist das Fest der Feste für den Orden. Es ist

der historische Gedächtnistag der Erscheinung der lieben Mutter Gottes, da sie dem hl. Simon Stock das Skapulier überreichte. Der Tag wird mit ungewöhnlichem Pompe begangen. Da sind die Beichtstühle von Sündern umlagert, die sich nach dem Frieden mit Gott sehnen; da ist die Zahl derer, die dem Tische des Herrn nahen, Legion und die Kirchen bieten nicht Raum genug für den Andrang der Gläubigen, die dem Skapulierfeste anwohnen wollen. Zum Zeugnisse dessen brauchen wir unsere Blicke nicht nach der alten Heimath, nach Europa, zurückzuwenden.

Im Jahre 1864 landeten zwei Karmeliter-Väter auf amerikanischem Boden. Sie waren arm, ohne Mittel, ohne Gönner und der Landessprache nicht mächtig.

Und dennoch waren sie so glücklich, innerhalb 30 Jahren 9 Ordenshäuser zu errichten und jede ihrer Kirchen zu einem Mittelpunkt der Verehrung gegen Maria zu machen.

Als Mittel zur Verbreitung der Skapulier-Andacht stehen den Vätern jetzt zwei herrliche Monatschriften zu Gebot: "The Carmelite Review" und die „Rundschau vom Berge Karmel“. Beide sind berufen, eminent viel Gutes zu wirken und die Liebe und Andacht zur Königin des Himmels in weiteste Kreise zu tragen. Möchten doch Beide in jeder katholischen Familie gelesen werden. Wie groß ist die Macht der Presse in unseren Tagen. Dabei ist die Mehrzahl aller Zeitungen und Schriften verwerflich, glaubens- und sittengefährlich und gottlos. Da ist es doch gewiß Pflicht aller Gutgesinnten, der guten Presse

ihre Sympathie zu geben und sie in jeder Weise zu unterstützen. Die Verehrer Mariens aber sollten vor Allem ihre Marienschrift lesen und halten.

Der Rosenkranz und das Skapulier sind ja die wunderkräftigen Mittel, deren sich die Allereligste Jungfrau bedient, um Leib und Seele zu schützen und dem Himmel zu verbinden. Bietet euch nicht jede Nummer der „Rundschau“ Beispiele, wie Maria die Mutter Aller ist, die Helferin und Retterin in jeder Noth und daß es wahrhaftig unerhört ist, daß Jemand seine Zuflucht zu ihr nehme und nicht Schutz und Beistand in allen Lagen finde?

Wenigstens hundert Millionen Menschen tragen heute das Skapulier und die Zahl der Verehrer der Mutter des Herrn wächst noch von Tag zu Tag.

Wer das heilige Skapulier noch nicht getragen hat, der lege es doch am Skapulierfeste, am 16. dieses Monats an!

Wie die Zahl der Träger des Skapuliers wächst, so vergrößert sich die Menge der besondern Verehrer Mariä, desto mächtiger wird das Gebet, das um Erhörung an ihrem Throne bittet.

Und Wer vermöchte zu zweifeln, daß Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel ihr Versprechen nicht halten werde, welches sie an das Tragen des Skapuliers geknüpft hat? „Es ist ein Zeichen der Bruderschaft mit ihr, ein Schutzmittel in Gefahren, ein Unterpand ihrer Liebe. Wer mit dem Skapulier bekleidet stirbt, wird das Feuer der Hölle nicht spüren.“



Wenn die Sonne sich erhebt am Himmel, wenn sie heraussteigt aus dem Meere, wie ein glühender Feuerball, wenn ihre ersten Strahlen die Gipfel der Berge röthen wie mit blühenden Rosen und dann vergolden, da weicht die Nacht, da fliehet die Dämmerung, da zerreißen die Nebel und Alles wird hell ringsum, licht und klar. — Der erste Schritt zur Besserung, sagt der hl. Thomas, ist die Selbsterkenntniß. Wenn der Sunder anfängt, sein Elend einzusehen, wenn er erkennt, wie tief er gefallen,

wie weit er gekommen, wie unglücklich er geworden, wenn sein Verstand zu erfassen beginnt den Verlust der Gnade und die schrecklichen Folgen der Sünde, — dann wird es in seinem Innern immer heller, immer lichter und lichter und wer vertreibt diese Nacht? — Du, o himmlische Sonne, Du, Maria, mit den Strahlen Deiner Güte und Liebe, Deiner Barmherzigkeit; denn Dein Gebet macht hell die Nacht, ruft der hl. Bernhard, und Deine Macht vertreibt die Finsterniß!

Ein altes Pilgerabenteuer.

Da man zählte nach Christi, unseres lieben Herrn Geburt 1064 Jahre, machte sich aus den deutschen Gauen ein großer Pilgerzug auf die Fahrt nach dem Heiligen Lande. Es zogen mit der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe Günther von Babenberg, Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, auch viele Herren geistlichen und weltlichen Standes vom Rheine, aus Bayern, Oesterreich und Frankreich. Und sie kamen alle nach manchen Fährlichkeiten in das Gelobte Land bis nach dem Orte Ramilo oder Ramleh, der einst Arimathia hieß und von Jerusalem nur etwa 9 Stunden entfernt liegt. Es trugen aber die Bischöfe und Herren gar kostbare Kleider aus Sammet und Seide, reich mit Gold und edlem Gestein geziert, und sie führten mit sich überaus werthvolle Geschenke, womit sie die heiligen Orte schmücken und ehren wollten. Von weit und breit eilten die Ungläubigen herbei, um den prachtvollen Aufzug und die fremden Kleider und all den Reichthum und die Herrlichkeit der abendländischen Pilger zu sehen. Da geschah es denn, daß die so offen zur Schau getragene Pracht die beutegierigen Araber zu einem Ueberfall verlockte. Ueberaus zahlreich stürmten sie von allen Seiten auf ihren flinken Rossen gegen die Pilger los und streckten gleich beim ersten Anlauf eine große Anzahl Christen nieder. Und das wurde ihnen nicht schwer, denn sehr viele Pilger wollten ihr Leben, das sie zu Anfang der Reise Gott gelobt hatten, nicht mit den Waffen vertheidigen; zudem war es gerade ein Charfreitag und um die dritte Stunde Nachmittags, da unser Herr und Heiland am Kreuze gestorben ist. Die Verwundeten und Getödteten wurden rein ausgeplündert; auch der Bischof Wilhelm von Utrecht blieb ganz entblößt und halbtodt auf dem Felde liegen.

Die übrigen Pilger suchten sich durch Steinwürfe ihrer Angreifer zu erwehren und zogen sich langsam zu einem Gebäude hin, das mit einer niedrigen Mauer umwallt war. Den Bau selbst bezogen die Bischöfe mit der Geist-

lichkeit, während die Laien sich hinter der Umfassungsmauer aufstellten. Von hier aus schlugen sie mit wohlgezielten Steinwürfen verschiedene Angriffe der Araber muthig ab, ja es gelang ihnen sogar, eine Anzahl Schilde und Schwerter zu erbeuten, dann machten sie Ausfälle und jagten mit der größten Tapferkeit die Räuberhorden zurück.

Als der Anführer der Araber gewahrte, wie seine Schaaren auf jedem Punkte geschlagen wurden, beschloß er zähneknirschend, von weitem Angriffen abzustehen und die Pilger durch Hunger und Durst, statt durch das Schwert zu besiegen. Auch Schlaf und Ruhe gönnte er den Christen nicht, indem einzelne seiner Banden sich Tag und Nacht in beständigen Scharmützeln ablösen mußten. So fanden die guten Pilger vom Charfreitag bis Oftermorgen keinen Augenblick Rast, noch konnten sie sich mit Speise und Trank erquicken. Als daher die Sonne des heiligen Oftertages aufging, sahen sie wohl, daß sie den Angriff der Feinde nicht länger aushalten würden; hatten sie doch kaum die Kraft, auf ihren Füßen zu stehen, geschweige denn zu kämpfen.

Ein Priester machte seine Gefährten auf das Vergebliche jedes längeren Widerstandes aufmerksam und ermahnte sie zu dem Versuche, ob sie vielleicht durch die Uebergabe ihrer Schätze das Leben erhalten könnten. Dieser Vorschlag gefiel den Pilgern und wurde alsbald dem Feinde durch einen Dolmetscher bekannt gemacht. Da sprengte der Scheik der Araber vor die Umfassungsmauer, ließ sein übriges Volk weiter zurück sich aufstellen und nahm nur 17 der Angesehensten seines Volkes mit sich zu den Christen hinein, damit nicht etwa durch blinde Beutelust der Schatz der Pilger zersplittert werde. Seinen Sohn aber hieß er das Thor der Mauer besetzen.

Der Scheik begab sich alsbald mit einigen seiner Fürsten in das obere Stockwerk des Baues, wo die Bischöfe weilten, und es hot ihm der Bischof von Babenberg in Aller Namen all ihr Gold und Geschmeide und alle kost-

baren Kleider an unter der Bedingung, daß er sie ihres Weges gen Jerusalem ziehen lasse. Der Araber war jedoch außer sich vor Wuth über die Christen, welche drei Tage lang mit seinen Schaaren gekämpft und ihm viele seiner besten Krieger erschlagen hatten. Er schrie sie also an, ob sie denn meinten, er lasse sich von solchen Hundsn Bedingungen vorschreiben? Zunächst werde er ihnen Alles wegnehmen, den Schuhriemen vom Fuße und den letzten Faden vom Leibe, und dann wolle er ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken. Und um diese Worte mit der That zu bekräftigen, nahm er den Turban von seinem Kopfe, wickelte die lange Zeugbahn, aus der er gewunden war, auf, formte eine Schlinge daraus und warf sie dem Bischof von Bavenberg um den Nacken. Das war den Christen zu arg. In gerechtem Unwillen rief der Bischof, wenn sie denn doch sterben müßten, so solle er zuvor für seine Gottlosigkeit bußen, mit welcher er, ein Ungeweihter und Gogendiener, gewagt habe, seine unreinen Hände an den Priester des Herrn zu legen. In seiner Entrüstung schlug er den Scheiß zu Boden, und seinem Beispiele folgend, sturzten sich die Laien auf die Gefährten des Arabers und in wenigen Augenblicken waren alle gefesselt. Mit lautem Geschrei zu den Waffen greifend und entschlossen, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen, warfen sie sich alsdann auf die Wache, welche das Thor besetzt hielt, und schlugen dieselbe in die Flucht. Aber auch die Araber stürmten nun von allen Seiten wieder auf's Neue heran, um ihre Fürsten zu rächen, von denen sie glaubten, man habe dieselben erschlagen. Nicht lange wurden die von Hunger und Durst ermatteten Pilger sich der Feinde haben erwehren können, hätten sie sich nicht einer List bedient. Sie stellten nämlich auf den Punkten, wo die Araber am drohendsten vordrangen, den gefesselten Scheiß und die übrigen Gefangenen den Wurfgeschossen der Ansturmenden bloß und riefen laut, wenn sie nicht zurückweichen, so würden sie ihnen die Köpfe ihrer Führer zuschleudern. Das wirkte; grollend und ungewiß, was sie thun sollten, hielten die Araber ein und es entstand eine augenblickliche Ruhe.

Die Lage der Pilger war gleichwohl eine verzweifelte, indem sie auch ohne Schwertstreich dem Feinde erliegen mußten, wenn ihnen Gott nicht auf ungewöhnliche Weise zu Hilfe kam. Zu ihm flehten daher die Bischöfe, die Priester und Laien in vertrauensvollem Gebete, und wirklich kam der Herr an seinem glorreichen Siegestage, dem heiligen Ostersfeste, den Seinen zu Hilfe. Auf einmal gewahrten sie eine große Unruhe unter den Arabern. Sollte es die Vorbereitung zum letzten, entscheidenden Sturme sein? Schon glaubten es die Pilger und bereiteten sich auf den Tod vor; da kam ganz unerwartet einer der Ihrigen, die am Charfreitag ausgeraubt worden, in's Lager und brachte die Kunde, der Sarazenenfürst von Ramleh, zu dem die Beraubten und Verwundeten geflüchtet, ziehe mit seinem Heere zum Entsätze heran. Das Gebahren der Feinde bestätigte alsbald die Nachricht; denn plötzlich sprengten sie auf und davon, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd und die Gefangenen im Stiche lassend. Kaum waren sie außer Sicht, so traf auch schon der Fürst von Ramleh ein und wurde von den Pilgern in ihre Umwallung eingelassen. Als er den ganzen Hergang vernommen, ließ er sich die Gefangenen zeigen; da stellte es sich heraus, daß es Araberhäuptlinge waren, welche schon längst mit den Sarazenen im Kriege lagen. Seine Freude war daher groß und er gab sofort Befehl, die Araber lebendig dem Kalifen von Bagdad zu überbringen. Und so errettete der Herr am Ostersfeste 1046 diese Pilger aus der Hand ihrer Feinde, denn der Fürst ließ sie unter sicherer Bedeckung nach Jerusalem geleiten, nachdem er ein geringes Lösegeld erhalten hatte.

Das Leben um uns her erinnert uns, daß wir jeden Augenblick nützen sollen, Liebe zu geben und zu empfangen.

Gleich wie die erste Himmelsphäre durch ihre Bewegung macht, daß alle andern Himmelsphären sich bewegen, so wirkt auch Maria, wenn sie für Jemanden bittet, daß der ganze Himmel mit ihr Gott bittet. Ist sie daher nicht recht eigentlich das Herz des Himmels?

Die modernen Wissenschaften und der Gottesglaube

Von Rev. H. Schwickerath, S. J.

(Schluß.)

III.

Das übereinstimmende Zeugniß des Menschengeschlechtes liefert einen dritten Beweis.

Wenn die menschliche Natur selbst und die ganze sichtbare Schöpfung, die uns umgiebt, uns das Dasein Gottes offenbart, so müssen wir erwarten, daß die Menschheit als solche, d. h. die weitaus größte Mehrzahl der Menschen, an das Dasein Gottes glaubt. Und das ist in der That der Fall. Die Geschichte aller Zeiten und die moderne Ethnographie oder Völkerkunde beweist es. Man hat die Geschichte der Religion die Geschichte der Menschheit genannt; man hat gesagt, daß die Religion den Schlüssel zur Geschichte liefert. (Max Müller). Thun wir nun einen Blick in die Geschichte und wir werden das bestätigt finden. Betrachten wir die ältesten Denkmäler der Kunst, die Hieroglyphen Aegyptens, die Keilschriften Assyriens, die Felsinschriften Persiens, die Runen des Nordens: überall hat der Mensch seinen Glauben an die Gottheit eingegraben. Zeichnen wir die ältesten geschriebenen Denkmäler der Geschichte: auf jeder Seite tritt uns derselbe Glaube entgegen. Die Vedas der Indier, die zum Theil bis zum 16. Jahrhundert vor Christus hinaufreichen, sind religiöse Bücher und enthalten den Gottesglauben der alten Indier. Der Zendavesta ist das uralte Religionsbuch der Iranier (im heutigen Persien). Der Chinese verehrt seit Jahrtausenden Gott als den „Kaiser und Herrn des Himmels.“ — Geh zum Vater der Dichter, Homer, du kannst kaum eine Seite finden, auf der nicht die Thaten der Götter besungen werden. Homers Ilias und Odyssee, die in ihrer jetzigen Gestalt bis zum 8. Jahrhundert vor Christus hinaufreichen, aber ihrem Inhalte nach viel ältern Ursprunges sind, beweisen uns, wie tief der

Glaube an die Gottheit unter den Griechen wurzelte. „Alle Menschen bedürfen der Götter“, sagt Homer. Er nennt sie die „glücklichen, unsterblichen, ewig lebenden“, im Gegensatz zu den „armen, leidenden Sterblichen.“

Bei den Römern war das Familien- und Staatsleben von der Religion vollständig durchdrungen. „Hausgötter“ und „Heim“ waren dem Römer gleichbedeutend. Der Hausvater war auch der Priester der Familie, der König der Priester der Nation. Kein öffentlicher Akt, keine Kriegserklärung, kein Friedensschluß, keine Gründung einer Familie, oder einer Kolonie wurde ohne Opfer vollzogen. — Die Celten hatten in den Druiden ihre Priesterkaste. Die alten Deutschen, unsere Ahnen, und die nordischen Stammesvettern, hatten ihren Wodan, oder Allvater, und ihre Walhalla. Als Kinder schon lasen wir in den Jndianergeschichten, wie die Rothhäute ihren „Manitou“, den „großen Geist“, verehrten. Die Reisenden und Forscher berichten uns aus Afrika von den abergläubischen Ceremonien und den gräßlichen Menschenopfern, mit denen die „Söhne Chams“ im „dunklen Erdtheile“ ihre Götzen versöhnen wollen. — Und was sagt uns die Geschichte von den Anfängen der Kunst? Entstanden sie nicht alle aus dem religiösen Bedürfnisse, und standen sie nicht alle ursprünglich im Dienste der Gottesverehrung? Angefangen von dem Olympischen Zeus eines Phidias und andern Meisterwerken griechischer Skulptur, bis herab zum Fetisch oder der häßlichen Götzenfratze, vor welcher der arme Neger sich in den Staub wirft? Dasselbe gilt von der Baukunst und Malerei, von der Musik und der Dichtkunst.

Je weitere Fortschritte die Wissenschaften machen: die Geschichte und Alterthumskunde,

die Geographie und Völkerkunde, um so klarer und unzweifelhafter wird es, wie wahr der alte Grieche Plutarch gesprochen: „Du kannst wohl Städte finden ohne Mauern, ohne Wissenschaften, ohne Könige, ohne Häuser, ohne Schätze, ohne Münzen, ohne Theater und Ringschulen; aber eine Stadt ohne Heiligthum, ohne Gottheit, ohne Gebete, eine solche Stadt hat Niemand gesehen und wird Niemand sehen.“ Aehnlich spricht Cicero: „Der stärkste Beweis für das Dasein der Gotter dürfte wohl der sein, daß kein Volk so wild, kein Mensch so roh ist, der in seinem Geiste nicht eine Vorstellung von der Gottheit habe. Viele haben freilich verkehrte Begriffe von der Gottheit, das ist eine Folge unserer fehlerhaften Natur; aber alle glauben doch an ein göttliches Wesen. Und diese Ueberzeugung ist nicht durch die Verabredung der Menschen oder eine Uebereinkunft zu Stande gekommen, nicht durch Staatseinrichtungen, nicht durch Gesetze. In allen Dingen muß man vielmehr die Uebereinstimmung aller Völker als ein Naturgesetz ansehen.“

Vor einem Jahrhundert hätte man Cicero und Plutarch vielleicht noch anklagen können, daß sie übertrieben, daß sie einzelne Erscheinungen verallgemeinerten, ohne den Beweis zu erbringen. Aber der Beweis ist heute ganz sicher erbracht: daß nämlich alle Völker in irgend einer Form ans Dasein Gottes glauben. Es haben sich freilich vereinzelte Stimmen hören lassen, „in Afrika und Australien gebe es Stämme, die keine Kenntniß von Gott hätten.“ Es sagten dies nicht nur glaubensfeindliche Männer wie Lubbock und Häckel, sondern ernste Forscher wie Livingstone und selbst manche katholische Missionäre. Was ist darauf zu sagen? Erstens: Einige dieser Männer verstehen unter „Kenntniß von Gott“ eine solche Stufe der Gotteskenntniß, auf der Gott als der „höchste Herr Himmels und der Erde und als der Schöpfer des ganzen Weltalls“ angesehen wird. Eine solche Erkenntniß haben nicht alle wilden Stämme. Das wollten wir auch nicht im vorhergehenden beweisen, sondern nur, daß alle

Stämme, auch die wildesten und am tiefsten stehenden, irgend welche Idee von einem höheren Wesen haben. Jede Art von Spier, von Aberglaube und Zauberei, die sich in der einen oder andern Form bei allen Völkern findet, ist ein Beweis, daß diese Erkenntniß oder Idee vorhanden ist, wäre es auch nur als unklare oder verschwommene Ahnung. — Zweitens antworten wir: Man muß auch die Berichte der ehrlichstern Missionäre und Reisenden oft mit großer Vorsicht aufnehmen. Wie lange dauert es nicht, bis ein Weißer die Sprache der Eingebornen beherrscht, und bis diese die oft schwierigen Fragen nach ihren religiösen Anschauungen verstehen! Ferner vergesse man nicht, daß die Wilden sehr oft die Geheimnisse ihrer Religion nicht verrathen wollen, sei es, daß sie die Rache ihrer Götter fürchten, sei es daß sie sich schämen, davon zu sprechen, besonders wenn lächerliche oder unsittliche Gebräuche damit verbunden sind. So ist es erklärlich, daß Reisende vor Jahrzehnten irgend einem wilden Volksstamm jede Religion abspachen und daß später andere Reisende, oder Forscher und Missionäre, die lange bei dem Volksstamme lebten, eine ganz entwickelte Religion bei ihnen vorfanden. So können wir denn zuversichtlich schließen: Alle Völker, aller Zeiten, aller Zonen und Zungen glauben fest, daß es ein höheres Wesen, eine Gottheit giebt; ein Wesen, das in die Geschichte der Menschheit eingreift, das der Rächer des Bösen, und der Belohner des Guten ist.

Was folgern wir nun daraus? Wir folgern mit Cicero: „Eine solche allgemeine Ueberzeugung der Menschheit muß ein Naturgesetz sein. Was aber die Natur lehrt, das muß wahr sein.“ Sonst wäre die ganze menschliche Natur eine Lüge, zum unvermeidlichen Irrthum hingeneigt. Wir müssen umsomehr annehmen, daß diese Uebereinstimmung des ganzen Menschengeschlechtes auf Wahrheit beruht, wenn wir sehen, daß gar keine andere vernünftige Erklärung für diese Ueberzeugung gegeben werden kann. Vielerei Erklärungen sind freilich versucht worden; man höre nur einige. Man sagt, „die Staatsmänner

und Gesetzgeber haben die Religion erfunden, um die dummen Unterthanen mit göttlichen Strafgerichten zu schrecken, falls sie ungehorsam sein wollen. Man hört ja auch, daß noch jetzt zuweilen Regenten aus demselben Grunde sagen: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben.“ Wo wissen diese gelehrten Herren das her? Ist irgend ein Anhaltspunkt für eine solche Behauptung? Hat die Geschichte ein einziges zuverlässiges Factum überliefert, daß ein Gesetzgeber die Religion geschaffen habe? Es ist wahr, sie haben die bestehende Religion benutzt, haben sie umgeschaffen, und ihren Zwecken angepaßt, aber erfunden? nie. Und woher sollten sie diese Idee genommen haben? Und alle Gesetzgeber sollen auf denselben glücklichen Einfall gekommen sein? Und alle Völker waren so einseitig diese neuen, sicher nicht angenehmen Ideen demüthig anzunehmen, und halten jetzt noch hartnäckig daran fest: Wo bleibt da die vielgerühmte „Wissenschaftlichkeit“ dieser Gelehrten? Sonst rufen sie immer: Gebt Beweise! und sie selbst wollen ändern solche Einfälle als baare Münze verkaufen, ohne den Schatten eines Beweises zu geben!

„Aber ist es nicht wahrscheinlich, daß die „schlaunen“ Priester den Glauben an Gott erfunden haben? Die müssen doch das größte Interesse daran haben?“ — Merkwürdige Verwirrung der Begriffe? Nicht die Priester haben die Religion geschaffen, sondern die Religion schafft die Priester. Der Priester in allen Religionen ist der Vermittler zwischen dem Volk und der Gottheit. Das Volk will Priester haben, daß sie in seinem Namen die Gottheit besonders ehren, vor allem der Gottheit Opfer darbringen. Aus diesem Gefühl des Bedürfnisses gingen die Priester hervor. Dieses Bedürfnis, dieses Gefühl setzt also den Glauben an die Gottheit voraus. Gäbe es keinen Glauben an Gott, so könnte es keine „schlaunen“ Priester geben.

„Die Religion wird wohl aus Furcht entstanden sein. Der Mensch sieht sich im beständigen Kampfe mit feindlichen Elementen. Der Donner rollt erschreckend über seinem Haupte; der Blitz zerbricht die gewaltige Eiche

wie einen Strohhalme; der Orkan zerstört seine Hütte; die sturmgepeitschte See dreht sein schwaches Boot zu zerschellen. Kein Wunder, wenn er da glaubt, mächtige, feindliche Wesen sich gegenüber zu sehen. Er sieht Personen dacin, ihm ähnlich, aber viel mächtiger und furchtbarer: und sieh! er hat die Idee von Gott.“ — Was dazu sagen? — Daß diese Naturerscheinungen den Menschen erinnern, daß es ein höheres Wesen giebt, das über diesen Erscheinungen steht, ist ganz natürlich. Aber der Mensch kann die Idee Gottes davon nicht erhalten haben. Es kann diese Furcht nicht der Ursprung des Glaubens an Gott sein. Denn wäre dem so, dann müßte das Gefühl der Furcht das einzige sein, das der Mensch Gott gegenüber fühlt. Und doch betet und hofft er um Glück, sucht erst durch die Orakel von ihm zukünftige Ereignisse zu erfahren. Ferner müßte jetzt, nachdem wir die Naturerscheinungen besser erkennen als früher, der Glaube an Gott schwinden. Aber die Geschichte zeigt, daß auch große Gelehrte am Glauben festhalten, daß gerade die gebildeten Völker einen reinern Gottesbegriff haben als die ungebildeten, und daß der Niedergang der Religion immer mit dem Niedergang derahren Kultur Hand in Hand geht.

Nach all dem Gesagten wird es wohl jedem klar sein, daß der Glaube ans Dasein Gottes kein „Köhlerglaube“ ist. Daß er im Gegentheil höchst vernünftig ist. Es ist kein Widerspruch zwischen unserm Glauben und der Wissenschaft. Das Christenthum braucht die Wissenschaft, auch die Naturwissenschaften, nicht zu fürchten. Nur Oberflächlichkeit oder Dreißtigkeit, die Vermuthungen für Thatsachen ausgiebt, oder grobe Fälschung wird in Widerspruch mit dem Glauben treten, nicht aber gründliche Forschung. Die „modernen und modernsten“ Wissenschaften: Physik und Chemie, Geologie und Astronomie, Geschichte, Alterthums- und Völkerkunde, all diese Wissenschaften, die so oft anmaßend sich gegen den Glauben erhoben, sie alle haben uns ausgezeichnete Beweise für das Dasein Gottes geliefert; sie alle müssen, ob sie auch voll Stolz sich dagegen bäumen,

dem Glauben, der Wissenschaft von Gott, Handlangerdienste leisten.

Nur noch eine Frage muß kurz beantwortet werden: „Wenn das Dasein Gottes so klar bezeugt ist, wie kommt es denn, daß gerade so viele Gelehrte, so viele berühmte Naturforscher das Dasein Gottes leugnen, Ungläubige, Atheisten sind?“ — Es ist wahr, sehr viele Naturforscher sind Ungläubige. Aber es sind durchaus nicht die Ergebnisse ihrer Wissenschaft, welche sie dem Glauben an Gott entfremden. Denn viele der ersten Naturforscher sind gläubig gewesen: Kopernikus war ein frommer katholischer Priester; Leibniz, Kepler, Newton waren gläubige Christen; einer der größten Astronomen dieses Jahrhunderts war der Jesuit Secchi. Sie sahen ebensowenig einen Widerspruch zwischen dem Glauben an Gott und den Ergebnissen der Naturforschung, als ein Sokrates, Plato, Aristoteles, ein hl. Augustin, ein hl. Thomas Aquinas zwischen ihrer Philosophie und dem Glauben fanden. Die wahren Ursachen des Unglaubens sind anderswo zu suchen. Bei vielen liegt es auf dem moralischen Gebiet. Wer an einen Gott glaubt, muß an einen Gesetzgeber glauben, der uns Gebote giebt, an einen Richter, der die Uebertretung des Gesetzes bestraft. Man findet es aber zu schwer, diese Gebote zu halten. Man redet sich und andern deshalb ein, es gebe keinen Gott, und wie das Sprichwort sagt: „Was man will, das glaubt man gern.“ Sie machen es wie der römische Statthalter Felix, von dem die Apostelgeschichte (24, 25) sagt: „Er rief Paulus, und hörte den Glauben an Jesus Christus. Da er aber von der Gerechtigkeit, der Keuschheit und vom zukünftigen Gerichte sprach, zitterte Felix und sprach: Für diesmal geh; zu einer gelegenen Zeit will ich dich rufen.“ — Bei manchen Gelehrten ist es auch Stolz. Der Glaube an Gott verlangt Unterwerfung unter eine Offenbarung, Unterwerfung des Verstandes unter Geheimnisse. Dagegen bäumt sich der Gelehrten-Hochmuth gar mancher. So thaten es schon die stolzen Philosophen zu Athen, als Paulus ihnen die Geheimnisse des

Christenthums verkündete: „Da sie aber von der Auferstehung der Todten hörten, spotteten einige und sagten: Wir wollen dich ein ander Mal darüber hören.“ (Ap. 17, 32.) — Bei andern, und das ist der Fall mit unzähligen sogenannten „Gebildeten“, ist es Oberflächlichkeit und Halbheit. Schon der englische Philosoph Bacon hat sehr treffend bemerkt: „Wer am Rande der Wissenschaft bloß nippt, wird leicht von Gott weggeführt; wer aber mit vollen Zügen daraus trinkt, wird zu Gott zurückgeführt.“

Was aber ist der Grund des Unglaubens bei manchen wirklich gelehrten Forschern? Nun, auch sie sind nicht überzeugt, daß es keinen Gott giebt. Das ist nicht möglich. Die Gründe für das Dasein Gottes sind zu klar. Sie mögen zweifeln oder sich einbilden sie glaubten nicht, daß es einen Gott giebt. Der Grund dafür liegt oft in einer glaubenslosen oder glaubensfeindlichen Erziehung; oder in einem einseitigen Studium. Man hat nur mehr Sinn und Verstandniß für ein Fach, und verachtet und vernachlässigt alles andere. So leugnen sie dem das Dasein Gottes und schauen mit Mitleid auf den „ungebildeten, einfältigen Tropf,“ der noch an Gott glaubt. Der alte Gott aber lebt noch, und wie die hl. Schrift sagt. „er lacht ihrer,“ und wird sie einst mit dem eisernen Arm seiner Gerechtigkeit fuhlen lassen, daß „er ist, der da ist, der da war, der da sein wird.“ (Offenk. 1, 8.)

Fragen wir nun noch einmal: Auf welcher Seite ist die Vernunft: Auf Seite des Gottesleugners oder dessen der da sagt: Ich glaube an Gott? Die Antwort kann nicht schwer sein: „Der Thor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.“ (Psalm 13, 1). Und „alle Menschen sind eitel (thöricht), die keine Erkennniß Gottes haben; die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen.“ (Weisheit 13, 1). — Wir wollen nicht zu diesen Thoren gehören!

Die feindselige Haltung der Chinesen in der Provinz Schantung gegen die Fremden

lernen wir so recht anschaulich aus der neuesten Nummer der Deutsch-Asiatischen Warte vom 29. März kennen. In dem genannten Blatte, welches den Titel „Amtlicher Anzeiger des Kiautschou-Gebietes“ führt, wird Folgendes erzählt:

Die beunruhigenden Nachrichten aus der Praefectur Tschoufu über die gereizte Stimmung der Bevölkerung gegen die Europäer haften sich in letzter Zeit immer mehr. Nicht nur von den Missionaren liefen fortgesetzt Klagen ein, sondern auch die in der Gegend von Tschoufu weilenden Bergwerksbeamten, die der Erforschung der Kohlenlager obliegen, haben gemeldet, daß sie ihrer friedlichen Beschäftigung nicht mehr nachgehen konnten, da durch die feindselige und drohende Haltung der Bevölkerung ihr Leben gefährdet sei und daß ihre ganze Thätigkeit völlig brach gelegt sei, wenn es nicht gelänge, sie vor der Verfolgung der Eingeborenen zu schützen.

Um ein klares Urtheil über die dortigen Zustände zu gewinnen, beschloß daher der Gouverneur des Kiautschougebietes, einen Officier in Begleitung eines Dolmetschers nach Tschoufu zu schicken, die sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse unterrichten sollten. Er wählte für diese Mission den Lieutenant Hannemann vom III. Seebataillon und den Dolmetscher Moß, beides Herren von ruhigem und besonnenem Wesen. Nachdem ihnen der Auftrag erteilt war unter besonderer Hervorhebung, jede feindselige Haltung oder auch nur jeden Anlaß dazu nach Möglichkeit zu vermeiden, fuhren sie, selbstredend in Civil, mit dem Dampfboot des Kaufmanns Schwarztopf am Sonntag, den 19. März, Mittags, nach der Gegend von Antungwei zu, wo sie beabsichtigten, die Reise nach Tschoufu anzutreten. Auf Erlaubniß des Gouverneurs hatte sich ihnen auch noch der Bergingenieur Herr Borjulte angeschlossen.

Als diese drei am andern Morgen, nachdem

sie während der Nacht einige Stunden vor Anker gelegen hatten, in Schanantou, dem Hafenplatz für Antungwei, angelangt und gelandet waren, umdrängte sie eine dichte Volksmenge, die sich sehr unfreundlich gebendete und ihnen sehr zudringlich rieth, nach Tjingkou zu fahren, das nur 80 Kilometer von Tschoufu entfernt sei, während Antungwei 120 Kilometer ab wäre. Auch könnten Pferde und Transportmittel nicht von ihnen geliefert werden, während sie in Tjingkou Alles bekommen würden. Es unterlag keinem Zweifel, daß es ihnen daran gelegen war, die Herren möglichst bald wieder los zu werden. Die Herren setzten die Reise fort und landeten um 12 Uhr Mittags in einem kleinen Tschunkenhafen nicht weit von Tjingkou, etwa 90 Kilometer von Tschoufu entfernt. Auch hier verhielten sich die Eingeborenen ziemlich ablehnend. Es war nicht möglich, Maulthiere zu erhalten, obwohl es in allen größeren Dörfern welche gibt, und nachdem sie mit vieler Mühe sechs kleine Schubkarren für ihr Gepäck erhalten hatten, konnten sie nach 2 Stunden zu Fuß den Weg nach Tschoufu antreten.

Die ersten beiden Tage verliefen ohne wesentliche Erlebnisse. Wenn auch ihr Erscheinen in jedem Dorfe einen Volksauslauf verursachte, so kamen sie doch stets mit einiger Mühe und freundlichem Zuspruch unbehelligt durch.

Als sie am dritten Tage nach einer kurzen Rast bei einem kleinen Dorfe, Peilu genannt, wo sie ebenfalls wieder von den Einwohnern umringt, in keiner Weise aber belästigt worden waren, etwa 800 Meter weit gegangen waren, hörten sie hinter sich Flintenschüsse. Es schienen Alarmschüsse zu sein, denn das Schießen pflanzte sich auf andere nahe gelegene Dörfer fort. Das Schießen wurde lebhafter, überall sah man einzelne Leute laufen, wie zu erkennen war, mit Flinten und Lanzen. Hinter sich aber sahen sie, wie die Leute ihnen in völlig militärisch organisirten Marschcolonnen nachrückten, voran eine Spitze von etwa 10 Mann, etwa 200 Meter dahinter

ein etwas größerer Trupp, dem wieder auf gleiche Entfernung eine ganze Colonne folgte. Wahrscheinlich waren die Nädelzuführen frühere Soldaten. Immerhin sieht man an diesem militärischen Aufzuge, mit dem die Chinesen diese drei Europäer verfolgten, ihre mangelnde Courage und ihren Hang zur Prahlerei.

Die Lage der Herren wurde indeß immer kritischer. Durch Leute, die ihnen begegneten, ließen sie ihre Verfolger bitten, abzustehen, da sie friedliche Leute seien, die mit den Missionsstreitigkeiten nichts zu schaffen hätten. Es hatte aber keinen Erfolg.

An einem kleinen Dorfe, Tschutsun genannt, ließen die Kulis, die das Gepäck der Herren führten, davon und ließen die Karren stehen.

Die Spitze der verfolgenden Marschcolonne war inzwischen auf etwa 80 Meter herangekommen und ging hinter Bäumen und einer Lehmmauer in Deckung. Herr Moos versuchte jetzt, den Leuten im Guten zuzureden und fragte sie sogar, ob sie Geld haben wollten, jedoch während er noch bei dieser Verhandlung war, trugen die folgenden Chinesen zwei Geschütze (große Wallbüchsen) herbei und schossen auf 80 Meter mit gehacktem Blei und Nägeln. Die Ladung flog den Herren über die Köpfe hinweg und schlug dicke Aeste von den Bäumen. Hierauf rückten die Chinesen langsam vor, mit ihren Flinten schießend, und als sie etwa auf 40 Schritte heran waren, erwiderten Lieutenant Hannemann und Herr Vorschulte mit Mauserpistolen das Feuer. Anfangs beachteten die Chinesen das Feuer nicht, infolge des geringen Knalles und des rauchlosen Pulvers, und lachten darüber. Als sie dann aber plötzlich die Wirkung sahen, zogen sie sich langsam zurück. Jetzt gingen die Herren zum Angriff über und liefen vor, dabei fiel Herr Vorschulte hin, und die Chinesen, in der Meinung er sei erschossen, stürzten sich ihnen mit Freudenbeul entgegen. Inzwischen war Herr Vorschulte wieder aufgesprungen und hatte mit Lieutenant Hannemann hinter einem Grabhügel Deckung genommen, von wo sie nun ein wohlgezieltes Feuer auf die Chinesen abgaben. Unter Verlusten retirirten jetzt die

Chinesen in das Dorf. Nun setzten die Herren den Marsch nach Tschoufu fort, ohne Gepäck, auch der Diener des Herrn Moos fehlte. Dieser fand sich nach 2 Tagen wieder ein und erzählte, er sei seiner Kleider beraubt worden und hätte verbrannt werden sollen, sei aber auf inständiges Bitten von chinesischen Christen laufen gelassen worden.

Der Präfect, welchem die Herren in Tschoufu Meldung machten, sagte, die Sache ginge ihn nichts an, das sei Sache des Kreismandarinen, der augenblicklich abwesend sei, versprach ihnen aber Kulis und militärische Bedeckung für den Rückweg. Er hielt sein Versprechen jedoch nicht inne, und als die Herren ihn dieserhalb wieder auffuchten, ließ er sich verleugnen. Inzwischen war der Kreismandarin zurückgekehrt und erzählte, daß der Kampf den Chinesen zwei Tode und vier Schwerverwundete gekostet habe. Die Menge, die den drei Herren gegenüberstand, betrug etwa 300. Vom Kreismandarin erhielten die Herren, die inzwischen auch ihr Gepäck erhalten hatten, Kulis und militärische Bedeckung und kehrten in Begleitung des Bergassessors Cremer nach Antungwei zurück. An der Küste fanden sie bereits S. M. Z. „Gefion“, das zu ihrer Aufnahme dorthin gegangen war.

Der Gesamteindruck, den die Herren nach eigener Anschauung und eingezogenen Erkundigungen gewonnen haben, ist folgender: Die ganze Gegend ist fremdenfeindlich gesinnt. Fast täglich ereignen sich blutige Streitigkeiten mit den Anhängern der christlichen Missionen. Die chinesische Regierung hat nicht die Autorität, die Ruhe herzustellen, dorthin gesandte Soldaten sind vom Volke entwaffnet und verjagt worden. Die deutschen Bergleute sind zur Zeit an jeglicher Arbeit in der Präfectur Tschoufu gehindert.

Interessant ist der Ausspruch, auf den die Herren mehrfach bei den Chinesen stießen; die Deutschen seien wohl stark zur See, aber in das Land hinein wagten sie sich nicht.

Infolge dieser bedauerlichen Stimmung der chinesischen Bevölkerung in unmittelbarer Nähe unseres Schutzgebietes und zugleich, um endlich

die noch immer ungeführte Ermordung des im November vorigen Jahres als Opfer der Volkswuth gefallenen P. Stenz von der Stepler Missionsgesellschaft zu rächen, hat der Gouverneur des Riarschougebietes sich zu ernstlichen Maßregeln entschlossen, über welche die „Deutsch-Asiatische Warte“ also berichtet:

Hauptmann v. Falkenhayn vom III. Seebataillon ist mit einem Detachement von 2 Officieren, 1 Arzt, 120 Seeleuten, 10 Artilleristen und 2 Maschinengewehren nach der Stadt Jichao detachirt worden, um die Bestrafung der Schuldigen an dem Ueberfall auf den P. Stenz herbeizuführen.

Lieutenant Hannemann ist mit 4 Unterofficieren und 40 Mann nach den Dörfern geschickt worden, wo der Ueberfall auf ihn und seine Begleiter gemacht ist, um die aufrührerischen Bewohner zu züchtigen.

Die Dolmetscher Moorh und Krebs sind dem Detachement beigegeben, deren Abwesenheit nicht länger sein wird, als es der zu erreichende Zweck unbedingt erfordert. S. M. S. „Gefion“ ist zu dem Transport und der Ausschiffung an den betr. Küstenplätzen seitens des Chefs des Kreuzergeschwaders zur Verfügung gestellt worden und bereits in See gegangen.

Ein kriegerischer Charakter wohnt diesen Unternehmungen keineswegs inne. Sie sind

lediglich als eine Polizeimaßregel anzusehen, die den Bewohnern zeigen soll, daß Ueberfälle auf harmlose Deutsche nicht unbestraft bleiben, und die dem deutschen Namen in ihren Augen die nöthige Autorität verschaffen sollen und bewirken, daß sie ihre aufrührerischen Gelüste, denen ihre eigene Regierung nicht entgegenzutreten zu können scheint, nicht an deutschen Unterthanen wieder auslassen.

Die Unternehmung wird hoffentlich ihre Wirkung auf die Bevölkerung nicht verfehlen und auch die Beamten zu etwas energischer Thätigkeit anspornen. Wie nothwendig ein energisches Eingreifen der deutschen Behörden war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß in der Gegend von Tsimo erst vor wenigen Tagen der Provicar Freinademey bei seiner Durchreise durch das Dorf Tschian Ko-Tschuang von den Bewohnern desselben angefallen, von seinem Maulesel gerissen und gefangen genommen wurde. Auf die Nachricht wurde sofort der in Lihun mit dem Grenzdetachement stationirte Lieutenant von Brauchitsch mit 10 Mann nach dem Dorfe geschickt. Er fand den Provicar nicht mehr vor, da dieser sehr bald freigelassen war, hat aber mehrere Arretirungen vorgenommen und ist nach Lihun zurückgekehrt. Die chinesischen Christen in der Gegend scheinen fortgesetzten Gewaltthätigkeiten der Bewohner ausgesetzt zu sein. Schlimme Aussichten für die Mission.

Nicht umsonst wird die Sonne das Herz des Himmels genannt, denn wie vom Herzen aus alle Lebenspulse strömen und sich im ganzen Körper vertheilen, so geht auch von der Sonne alles Leben für die Natur aus und die ganze Erde empfängt von ihr Wachstum und Gedeihen. Ebenso tief gedacht, als wahr empfunden ist es daher, wenn die heilige Kirche Maria mit der Sonne vergleicht und die Worte des hohen Liedes: Du bist auserwählt wie die Sonne, auf die Himmelfönigin bezieht.

Der Rosenkranz ist ein Gebet der Kinder, aber der Kinder Gottes, von denen es heißt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet

ihr nicht eingehen in das Himmelreich, von denen der hl. Thomas sagt: Ohne jenes kindliche Gemüth gibt es keine Seligkeit. Es wiederholt nach Kinder Art immer den Namen der Mutter, es kann nicht satt werden, sie zu rufen, es kann nicht müde werden, sie zu nennen, es kann nicht aufhören, immer und immer wieder Maria zu sagen und so oft er ausgesprochen wird dieser Namen, dringt die Liebe tiefer in des Kindes Herz, aber auch in das Herz der Mutter!

Ist denn der Tod nicht Fortdauer? Uebergang aus diesem Erdenleben in ein anderes, dessen Momente Neonen sind?

Die Töchter der hl Theresia in Cuba.

(Aus dem Englischen des Rev. Chas. W. Currier.)

Die Perle der Antillen ist heute im Besitze der Amerikaner und über der Hauptstadt Havana weht das Sternenbanner. Zum Glück wurde der Metropole der Schrecken einer Belagerung erspart und wurde ihr Boden nicht vom Blute der Opfer des Krieges geröthet.

Daß es in Havana nicht an prächtigen Kirchen und mannigfachen Klöstern fehlt, können sich unsere Leser wohl denken, da das paradiesische Eiland ja so lange von Spanien aus regiert wurde, eine spanische Colonie war und die Bevölkerung zum größten Theile spanischer Abkunft ist.

Wollen wir heute einmal im Geiste ein Frauenkloster besuchen. Karmeliterinnen, Töchter der hl. Theresia, wandeln dort in den Fußstapfen ihrer großen geistlichen Mutter.

Gegründet wurde das Haus durch Bischof Evelino de Compostela.

Derselbe war im Jahre 1635 zu Santiago de Compostela, in der Provinz Galicia in Spanien, geboren. Von Kindheit an zeigte er große Neigung für den Dienst am Altare. Er war sehr reich begabt und machte in allen Wissenschaften so rasche Fortschritte, daß er im Alter von nur fünfzehn Jahren sich schon an öffentlichen philosophischen Discussionen betheiligte und 23 Jahre alt, sich den Grad eines Doktors des canonischen und Staats-Rechtes an der Universität von Compostela erwarb.

Eine Zeit lang docirte er darauf Philosophie an der Schule der Infanten von Toledo, später bekleidete er mehrere Lehrstühle an der Universität von Valladolid. Dann wurde er im Jahre 1685 zum Bischofe von Cuba ernannt. Zur gleichen Zeit wurde er durch Paps Innocent XI. durch eine Special-Bulle mit der Visitation des Klosters der Unbeschuhten Karmeliten in Madrid und mit der Reform ihrer Statuten betraut. Da die Mönche seine große Beredsamkeit kannten, bereiteten sie eine feine kirchliche Feier, zu welcher sie auch den König

Karl II., die Königin und die Königin-Mutter, Maria Anna von Oesterreich, einluden. Außerdem fanden sich ein drei Cardinäle, vier Erzbischöfe, vierzehn Granden von Spanien und zweiundzwanzig der bedeutendsten Kanzelredner des Landes. So gewaltig aber war die Kraft der Worte des Bischofes, der Zauber seiner Sprache, die Kunst seiner Oratorik, daß er allgemein als Fürst unter den Predigern Spaniens anerkannt wurde.

Im November 1687 schiffte sich Don Diego Evelino in Cadix nach Havana ein. Sofort nach seiner Ankunft auf Cuba leuchtete er Allen auf den Wegen der religiösen Pflicht voran. Sein Beispiel und seine Beredsamkeit erzielten größere Erfolge, als die Strenge und die harte Disciplin seiner Vorgänger im Amte.

Nie bediente er sich einer Chaise, stets ging er zu Fuß; in seinen Lebensgepflogenheiten und in seinen Bedürfnissen sehr anspruchslos und mäßig, gewann er die Mittel für wahrhaft apostolische Wohlthätigkeits-Werke. Nicht nur die Laienwelt wurde durch ihn reformirt und gebessert, sondern auch der Klerus. Viele Geistliche führten ein sehr leichtfertiges Leben, waren dem Luxus und der Prachtliebe ergeben, hielten ausschweifende Gelage, wohnten Spielen und frivolen Belustigungen bei, wobei sie die Rücksichten ihres Standes außer Acht ließen und ihr öffentliches Ansehen schwer schädigten. Alle diese Ausschreitungen hörten auf; das Vorbild des Bischofes genügte, die beschränkten Geistlichen auf die Pfade ihrer Pflicht wieder zurückzuführen.

Das Wirken des Bischofes wies überall die Zeichen des göttlichen Beistandes und Segens auf.

Er gründete 24 neue Pfarreien. Das St. Ambrosius Seminar dankte ihm seine Entstehung, und zahlte er aus seinen eigenen Mitteln, trotzdem seine Einnahmen sehr beschränkt waren, die Gehälter des Rectors und der Professoren der Anstalt.

Auch das Colleg des hl. Franz von Sales für Mädchen und mehrere Klöster dankten ihm die Entstehung. Missionäre schickte er nach Florida, um die dortigen Indianer zu bekehren.

Die schönste Perle aber in der Krone der Verdienste des heiligmäßigen Bischofs Evelino de Compostela ist die von ihm gestiftete Niederlassung der Karmeliter-Nonnen in Havana.

In dieser Stadt lebte zu Ende des 17. Jahrhunderts ein hochangesehener Arzt Namens Don Francisco Moreno. In Uebereinstimmung mit seiner Gemahlin, Dona Ana Tabino faßte er den Voratz, eine Gott wohlgefällige Anstalt zu stiften. So bestimmten sie einen großen Theil ihres beträchtlichen Vermögens für die Erbauung einer Kirche und eines Klosters für die Karmeliterinnen und luden mehrere Nonnen von Cartagena in Neu-Granada, wo sie ein Haus hatten, ein, nach Havana zu kommen.

Im Jahre 1700 trafen die drei ersten Nonnen ein. Die Priorin war Mutter Barbara von St. Catharina. Sie starb hochbetagt im Jahre 1752, nachdem sie 60 Jahre lang im Orden gelebt und durch ihre Frömmigkeit und ihr Beispiel Alle erbaut hatte.

Die Genossenschaft wuchs rasch und gereichte der Stadt zur Zierde und Ehre bis auf den heutigen Tag. Kloster und Kirche erheben sich an der Ecke der Compostela und St. Theresia-Straße in Havana. Die Kirche ist eine der herrlichsten in der Stadt und dafür bekannt, daß der Gottesdienst darin immer mit besonderer Feierlichkeit gehalten wird. Der Bischof selbst war bald nach Vollendung des herrlichen Baues gestorben, am 29. August 1704. Seine Leiche ist auf der Evangelium-Seite des Hochaltars in der Karmeliter-Kirche bestattet und sein Grabmal zählt zu den schönsten Werken der kirchlichen Kunst auf Cuba.

Es ist aus schneeigem Marmor gearbeitet und zeigt eine Gruppe von Figuren in erhabener Arbeit.

Die dabei angebrachte Grabchrift lautet :

D. O. M.
Didacus Evelino De Compostela,
Adhuc Vivens,
Mortis horam, Diem novissimum et aeternos annos
In Mente habuit
In templo isto Monialium Sanctae Theresiae
A se constructo
Inter ipsa Carmelilia, et Virgineos Choros,
Hoc sibi paravit honorabile sepulcrum.
Recessit e vivis Etat. LXIX., Episcopat XVIII.
Die. 29. Aug. Ann. 1704.

(Diego Evelino De Compostela, der während seines Lebens seine Augen auf seine Todesstunde, den jüngsten Tag und die Ewigkeit gerichtet hielt, hat sich selbst diese Ruhestätte bereitet unter den Lilien des Karmel und den Chören der Jungfrauen im Dome der Nonnen der hl. Theresia, den er selbst errichtet hat. Er schied im Alter von 69 Jahren aus dem Leben; im 18. Jahre seines Episcopates, am 29. August, 1704.)

Das Herz des Bischofs wurde seinem Wunsche gemäß im Chore der Nonnen beigesetzt.

Ungestört konnten die Nonnen ihr Leben der Beschaulichkeit pflegen bis zum Jahre 1762, da ein Krieg zwischen Großbritannien und Spanien ausbrach. Gegen Ende des Monats Mai dieses Jahres erschien eine mächtige englische Flotte unter Admiral Pocock vor Havana. Unmittelbar darauf bewerkstelligte eine Armee unter Lord Albemarle ihre Landung. Der spanische General-Kapitän Prado y Porto Carrero erließ nun den Befehl, daß alle Männer, welche unfähig zum Waffendienste waren, wie alle Frauen und Kinder und die Religiosen beiderlei Geschlechtes die Stadt verlassen sollten. So mußten auch die Karmeliterinnen fliehen. Die Sonne brannte in tropischer Gluth, schwere Regen hatten alle Straßen unwegbar gemacht, nirgendwo bot sich Zukunft und Schutz für die Obdachlosen. Mit sich trugen sie die heiligen Gefäße und sonstige fromme Schätze ihrer Kirche. Einen Monat lang dauerte die Beschießung, bis sich Morro Castle an Sir Wm. Keppel, den Bruder des Lord Albemarle, ergeben mußte. Der heroische Velasco, der Commandeur der Festung, war im Kampfe gefallen.

Doch zeigte sich der Sieger als ein ebenso milder wie gerechter Mann. Alle Rechte der Kirche wurden gewahrt und ihr Besitzthum von den Engländern in vollem Bestande gelassen.

Die Karmeliterinnen konnten wieder heimkehren und sich ungestört ihrem heiligen Berufe widmen.

Außer in Havana haben die Töchter der hl. Theresia auch ein Kloster in San Juan, der Hauptstadt der Insel Porto Rico. Dieses ist das ältere; denn es wurde schon im Jahre 1646 gegründet und zwar durch Dona Ana de Cauzós. Die drei ersten Karmeliterinnen hier waren aus Sevilla in Spanien gekommen, wo die hl. Theresia selbst den Orden eingeführt hatte.

Die Marienquelle und der Eliasbrunnen.

Das heilige Land ist voll der ehrwürdigsten Stätten, und namentlich in nächster Nähe Jerusalems sind sie zahlreich. Wo immer da der Fuß hintritt, ist heiliger Boden. Tausende von Pilgern aus allen Theilen der bewohnten Erde wallen alljährlich und alltäglich von Ort zu Ort, um im Geiste die großen historischen Vorgänge an sich vorüberziehen zu lassen, deren Erinnerungen hier überall schlummern, und in stiller Betrachtung namentlich den Spuren und Stationen des Leidens und Sterbens unseres Herrn nachzugehen.

Heute wollen wir unsere Leser einladen, mit uns in Gedanken zwei liebliche Plätze aufzusuchen, welche namentlich für alle Verehrer Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel weisevoll und interessant sind. Es sind das die Marienquelle und der Eliasbrunnen.

Dort hat die Mutter Gottes mit eigenen Händen so oft geschöpft, hier wird man an den großen Elias-Schüler gemahnt, dessen Namen zu den glorreichsten in der Geschichte des Karmeliter-Ordens zählt.

So gehen wir also in frommen Gedanken den Kedronbach abwärts. Rechts droben erstreckt sich in einer langen geraden Linie die östliche Ringmauer der heiligen Stadt. Unmittelbar hinter ihr liegt die große Omar-Moschee, welche auf dem Platze steht, wo früher der herrliche Tempel Salomons sich in seiner Pracht und Herrlichkeit erhob. Noch trägt ein Thor in der Mauer den Namen „goldenes Thor“. Der Ueberlieferung nach soll unser Heiland durch dasselbe seinen feierlichen Einzug in Jerusalem gehalten haben, als ihm das Volk mit Palmenzweigen entgegenging und die Kinder sangen: „Gefegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosannah dem Sohne Davids!“ Das Thor ist schon seit langer Zeit zugemauert, so daß wir nicht durch dasselbe hineingehen können.

Wenn wir nun dem Kedronbache folgen, so kommen wir in das Dörfchen Siloe oder Silwan, wie es die Türken heute nennen. Diesem Dörfchen gegenüber, etwas die Höhe hinauf,

die sich zum Tempelberge hinzieht, liegt die Marienquelle. Sie heißt so, weil die liebe Mutter Gottes daselbst Wasser holte, wenn sie in Jerusalem wohnte. Und auch das ganze Thal Kedron, durch welches wir soeben herabkamen, wird ebenfalls von den Moslims Wabi Sitti Marjam, „Thal der Herrin Maria“, genannt, weil sie nämlich auf dem Gange nach diesem Brunnen vom Stephans-thore aus, in dessen Nähe ihr Häuschen lag, fast denselben Weg, den wir zurücklegten, das Thal hinabgehen mußte. Aber wie kann man denn heute noch sagen, bei welchem Brunnen die liebe Mutter Gottes Wasser holte? Das läßt sich wirklich, auch abgesehen von der uralten Ueberlieferung, schon allein aus dem Umstande abnehmen, daß diese Quelle der einzige fließende Brunnen Jerusalems ist. Wie eben alle ärmeren Frauen ging auch Maria mit ihrem Krüge hierhin, schöpfte ihn voll und trug ihn nach Landesitte auf den Schultern in aller Demuth und Bescheidenheit die hohen 32 Stufen hinauf, auf welchen man zur Quelle hinabsteigt. Gewiß hat auch der göttliche Heiland mit seinen Jüngern diese Quelle oft besucht und aus ihr getrunken. Der vielen Stufen wegen heißt sie auch „Stufenquelle“, und weil sie die Eigenthümlichkeit hat, daß sie bald fließt und bald nicht fließt, nennen sie die Türken auch „Drachenbrunnen“. Die Leute meinen nämlich, es müsse irgendwo im Felsen ein Drache hausen, der von Zeit zu Zeit das Wasser auftrinke. Natürlich ist das eine sehr einfältige Erklärung; es sammelt sich nämlich irgendwo im Innern des Berges in einer Höhle, die einen nach oben wie einen Heber gebogenen, röhrenartigen Abfluß hat. Wenn nun das Wasser so hoch steigt, daß es den höchsten Theil dieser Felsenröhre erreicht, so läuft das angesammelte Wasser ab, und dann fließt unten die Marienquelle. Hat sich aber die Höhle beinahe entleert so hört auch der Abfluß auf, bis nach einiger Zeit das Wasser in derselben wieder hoch genug gestiegen ist.

Das Wasser der Marienquelle wird durch

ein
Ra
da:
„Z
me
de
Wi
un
wä
sell
das
wu
lag
wo
sch
der
St
Se
ner
lag
gee
den
reit
auf
stut
jan
alle
nig
Be
die
so
fah
(
lich
daß
unt
zur
dav
bei
ihm
Kü
stein
ung
ber
schu
nal
geht

einen künstlich durch den Felsen gehauenen Kanal unter dem Berge fortgeführt und tritt dann unterhalb des Dörfchens Silwan als „Quelle Siloe“ wieder zu Tage. Man meint, daß dieser Kanal in uralter Zeit von den Königen von Juda angelegt worden sei. Vielleicht hat ihn Salomon ausführen lassen, um seine Baumgärten und Lustwäldchen zu bewässern. Bis auf den heutigen Tag liegen daselbst einige Gärten mit Baumgruppen, denen das Wasser der Quelle zufließt. Vielleicht wurde der Felsenkanal aber auch gebrochen, um das Wasser der Quelle zur Zeit einer Belagerung in das Innere des Berges abzuleiten, wofin man von der Stadt aus durch unterirdische Gänge gelangen konnte. So lesen wir in der Bibel, daß Ezechias alle Brunnen vor der Stadt vermauern ließ, als er vernahm, daß Sennacherib, der König der Assyrier, mit seinem Heere heranrückte, um Jerusalem zu belagern. „Als Ezechias sah, daß Sennacherib gegen Jerusalem vorrückte, hielt er Rath mit den Obersten und Gewaltigen seines Königreiches, die Brunnen zuzudecken, welche sich außerhalb der Stadt befanden, und sie unterstützten ihn in seinem Vorhaben.“ Er versammelte sehr viel Volk, und sie verschlossen alle Brunnen und sprachen: „Damit die Könige von Assyrien nicht kommen und Fülle des Wassers finden.“ Dieselbe Maßregel wandten die Bewohner von Jerusalem regelmäßig an, so oft ihre Stadt belagert wurde. Die Kreuzfahrer litten daher sehr an Wassermangel.

Es sind natürlich einige Reisende, namentlich ein paar Engländer, so neugierig gewesen, daß sie das Wagestück unternahmen, durch den unterirdischen Kanal von der Marienquelle bis zur Quelle Siloe hindurchzukriechen. Einem davon wäre es bald schlimm bekommen. Als er bei der Siloequelle wieder zu Tage kroch, hätte ihm eine Schaar Türkent weiber beinahe die Augen aus dem Kopfe gekratzt und ihn geteilt. Das Wasser der Quelle war nämlich ungewöhnlich lange ausgeblieben und die Weiber meinten, der fürwitzige Fremde sei daran schuld. Man hat nun gefunden, daß der Kanal nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack geht und sogar Saßgassen macht. Er mißt

1750 Schritte. Auch einen Schacht, der nach oben, den Stadtmauern zu, führt, hat man entdeckt. Durch denselben kommt man in ein überwölbtes Gemach von zwölf Meter Weite und daselbst fand man Töpfe, Dellampen aus Glas und ähnliche Dinge. Man meint, diese Felsenkammer habe Juden zur Zeit, da Jerusalem durch die Römer zerstört wurde, als Zufluchtsstätte gedient.

Die letzte und merkwürdigste Entdeckung in diesem Kanale haben aber ein paar nutzlose Schulkinder von Jerusalem gemacht. Es gibt nämlich auch dort zu Lande Kinder, welche, wie sie nur können, der Schule aus dem Wege gehen. Und da haben sich denn einige dieser Kinder während der Schulzeit — sie hatten wahrscheinlich die Aufgaben nicht gemacht und die Lektion nicht gelernt — in diesen Kanal der Marienquelle verkrochen, damit man sie nicht finden solle. Mit ihren guten Augen gewahrten sie eine Inschrift in der Felswand, die sie aber nicht lesen konnten, und als nun der Schullehrer diese Kinder ernst in's Gebet nahm, weshalb sie nicht in die Schule gekommen und wo sie gewesen seien, da erzählten die kleinen Thunichtgut von der Inschrift, die sie in dem unterirdischen Kanal gefunden hätten, und meinten also an der wohlverdienten Strafe vorbeizukommen. Allein sie bezogen ihre Liebe, denn der Lehrer meinte, sie wollten ihn obendrein auch noch anlügen. Da sie jedoch einmüthig bei ihrer Aussage bestanden, wurde die Sache näher untersucht und nun fand man wirklich die Felseninschrift. Die Gelehrten von Jerusalem konnten sie ebenso wenig lesen wie die Kinder. Und auch ein Deutscher, Namens Guthe, ein gar gelehrter Mann, brachte den Sinn nicht heraus. Weil es ihm aber nicht zusagte, Stunden lang in diesem Felsenloche im Wasser zu stehen und die Inschrift zu studiren, nahm er davon einen Gypsabdruck und brachte ihn nach Berlin. Daselbst kamen die gelehrten Leute zusammen, welche die alten Sprachen und Schriftzeichen entziffern. Allein auch sie konnten diese Inschrift nicht ganz lesen. Sie meinten aber, der Sinn sei: an dieser Stelle hätten sich die Arbeiter, welche den Kanal ausmeißelten, unter dem Boden getroffen.

Man habe nämlich auch damals schon, wie jetzt beim großen Tunnel, der unter dem Gotthardberge durchführt, von beiden Seiten her den Kanal auszuhöhlen begonnen, nur habe man es nicht so gut verstanden wie heute und oft die Richtung verloren, wie man in dem Zickzack und den Sackgassen des Kanals sehe. Vielleicht gelingt es den Gelehrten auch noch, den Namen des Königs zu lesen, der das Werk ausführen ließ.

Die Quelle Siloe speiste in früheren Zeiten zwei große Teiche: den Teich Siloe und den tiefer liegenden Königsteich. Von dem ersteren redet auch der liebe Heiland im Evangelium. Als er nämlich den Blindgeborenen heilte, indem er Staub mit seinem Speichel vermengte und damit die Augen des Blinden bestrich, sagte er zu ihm: „Gehe hin und wasche dich im Teiche Siloe!“ „Da ging er hin, wusch sich und kam sehend zurück.“ Zur Erinnerung an dieses Wunder hatten die Christen bald nach den Zeiten Konstantins über dem Teiche eine Kirche gebaut und sie Christus, dem Erleuchter“ geweiht. Dieselbe wurde aber von den Türken zerstört.

Nich weit vom Teiche Siloe zeigt man einen uralten Maulbeerbaum. Unter ihm soll frommer Ueberlieferung gemäß von den Juden der Prophet Isaias grausam gemartert worden sein, indem man ihn mit einer Säge bei lebendigem Leibe entzweifagte.

Die Marterstätte dieses Propheten neben der Quelle Siloe erinnert uns an eine andere Quelle, die auch den Namen eines Propheten trägt, an den Elisäusbrunnen bei Jericho. Um diese Quelle zu besuchen, müssen wir von Jerusalem östlich über Bethanien hinaus dem Jordan zu gehen. Der Weg führt durch ein ödes Berggelände, das bei brennender Hitze doppelt trostlos ist; wir dürfen froh sein, wenn auch nur ein überhängender Felsen uns ein wenig Schatten bietet. Es ist dieses die Wüste, in welcher unser Heiland nach der Taufe im Jordan vierzig Tage und vierzig Nächte fastete, woher sie den Namen „Quarantania“ hat. In den zahlreichen Höhlen dieser öden Felsberge führten dann in den ersten christlichen Jahrhunderten Schaaren von

frommen Einsiedlern ein Leben beständigen Gebetes und strengster Abtödtung nach dem Beispiele des betenden und fastenden Erleiers.

Aus der Gegend am Jordan taucht eine grüne Stelle voll Bäumen und Büschen auf, die schon von weitem dem Auge wohl thut, das bisher stundenlang nur ödes, sonnenverbranntes Gestein schaute. Diese liebliche Dase verdankt ihr Dasein dem Elisäusbrunnen, der so stark wie ein Bach klar und beständig aus dem Fuße eines Hügels hervorsprudelt. Die Araber nennen diese Quelle ihrer seltenen Mächtigkeit wegen: „Min Sultan“, d. h. Sultan- oder Hauptquelle. Sie ergießt sich zunächst in ein mit Steinplatten ausgelegtes und mit Fischen angefülltes Becken und fließt dann als zwei bis drei Meter breiter Bach Jericho zu. Den Namen Elisäusbrunnen verdankt sie dem Wunder, welches Elisäus an ihr wirkte.

Ihr erinnert euch wohl aus der biblischen Geschichte, wie Elias an dem Tage, da er gen Himmel fahren sollte, mit Elisäus in der Gegend von Jericho an den Jordan kam und wie der greise Prophet seinen Mantel zusammenrollte und damit auf die Wasser des Flusses schlug, daß sie sich theilten und beide trockenen Fußes hinübergehen konnten? Als sie nun so den Jordan überschritten hatten, sagte Elias zu Elisäus: „Fordere was du willst, damit ich es dir gebe, bevor ich von dir genommen werde.“ Und Elisäus verlangte nicht Geld und Gut, sondern daß der Geist seines Meisters in doppeltem Maße über ihn kommen möge. „Du hast um etwas Schwieriges gebeten“, antwortete Elias. „Wisse aber, wenn du mich siehst, wenn ich von dir genommen werde, so ist deine Bitte erfüllt; wenn du mich jedoch nicht siehst, so wird sie nicht gewährt.“ Und wie sie so mit einander gingen und redeten, siehe da fuhr ein feuriger Wagen und Feuerpferde zwischen sie und Elias stieg ein und fuhr im Wirbelwinde zum Himmel empor. Elisäus sah ihn und rief: „Mein Vater, mein Vater! Der Wagen Israels und sein Fuhrmann!“ und schon war er seinen Blicken entschwunden und in seinem Schmerze zerriß er sein Kleid von oben bis unten. Dann raffte er den Mantel des Elias auf, den jener hatte fallen

lassen, und ging traurig an das Ufer des Jordan zurück. Dasselbst schlug er mit dem Mantel des Elias den Fluß, er theilte sich aber nicht. Ohne im Glauben zu wanken, schlug er den Fluß zum zweiten Male, da theilten sich die Wasser und der Prophet schritt trockenen Fußes hindurch. Die Bewohner von Jericho sahen es und sprachen: „Es ruht der Geist des Elias über Elisäus.“

Und die Leute von Jericho sagten zu Elisäus: „Siehe, es ist sehr gut wohnen in dieser Stadt, wie du, o Herr, selbst siehst; aber das Wasser ist sehr schlecht und das Land unfruchtbar.“ Und er sprach: „Bringet mir ein neues Gefäß und thuet Salz darein!“ Als sie das brachten, ging er hinaus zur Wasserquelle und warf das Salz hinein und sprach: „Dieses spricht der Herr: „Ich habe dieses Wasser gesund gemacht und es wird fürder kein Tod mehr darin sein, noch Unfruchtbarkeit!“ Also ward

das Wasser gesund bis auf diesen Tag, nach dem Worte, das Elisäus gesprochen.“

So erzählt uns die Bibel. Es ist klar, daß das Salz die Quelle nicht auf natürliche Weise verbessern konnte. Eben weil das Wasser so viel Salz enthielt, war es ungesund und unfruchtbar. Der Prophet bediente sich des Salzes nur als eines äußeren, in die Sinne fallenden Mittels, um diese wunderbare Verwandlung der ungenießbaren Quelle zu bewirken. Unsere heilige Kirche thut dasselbe bei der Weihe des Wassers und hat sogar die Worte des Elisäus beibehalten und streut gesegnetes Salz in dasselbe. Und wie die Elisäusquelle Fruchtbarkeit verbreitet, so lassen auch die Wasser unserer Weihbrunnen, wenn wir uns derselben gläubig bedienen, geistige Fruchtbarkeit in unseren Herzen sprießen. Wir wollen daher das Weihwasser mit eben so großem Danke benützen, wie die Bewohner von Jericho ihren wunderbar verwandelten Elisäusbrunnen.

Eine treffende Antwort. Eine Anzahl Reisender stand vor der Kasse einer Station Spaniens, um das Billet zu lösen. Da kam ein junger Mensch und stellte sich hinter die Reihe der Passagiere auf. Einen Augenblick später kommt ein alter Geistlicher in großer Eile und ist im Begriffe, ohne auf die übrigen zu achten, vor die Reihe zu treten. Von einem Polizeidiener aufmerksam gemacht, zog er sich jedoch sofort zurück und nahm seinen Posten hinter dem jungen Menschen, der vor ihm angekommen war. — „He! Vater,“ sagte der junge Mensch mit lauter Stimme, „auch Sie müssen sich in Reihe und Glied stellen und warten, bis es an Sie kommt. Hier geht es gerade wie vor dem Beichtstuhle, wo alle mit dem Gelde für Civ. Hochwürden in der Hand warten müssen, bis die Reihe an sie kommt!“ „Wollt Ihr vielleicht sagen,“ fragte alsdann der alte Geistliche ebenfalls mit lauter Stimme, „daß Ihr bisweilen dem Priester im Beichtstuhle Geld gegeben habet?“ „Allerdings,“ antwortete jener boshaft, „allerdings vielmal dazu.“ „Dann,“ fuhr der Geistliche fort, „bitte, sprecht weniger davon und nicht so laut und vor allen Leuten! Man weiß ja, daß dem

Priester im Beichtstuhle nur diejenigen Leute Geld bringen, die es gestohlen haben und es nun wieder zurückgeben wollen.“ Auf diese Worte folgte lautes Gelächter der Umstehenden, der arme junge Mensch aber wurde ganz kleinlaut und wünschte sich in jenem Augenblicke tausend Meilen weg.

Das schwer Beschlossene fordert schnelles Vollbringen; der beste Willen kann wanken, wenn man ihn aufschiebt.

Die Briefbogen der Friedens-Conferenz. Das Briefpapier, das die Friedensdeligirten im Hotel den Duben Doelen im Haag vorkanden, zeigt einen kriegerisch ausgestatteten Briefkopf mit Kanonen, Gewehren, Granaten, Säbeln usw. Durch die Darstellungsart sind jedoch all die Nordwerkzeuge unschädlich gemacht. Am Bajonnet von einem der Gewehre sitzt eine Spinne und zieht ihre Fäden, der Säbel liegt zerbrochen am Boden, die Kanone ist unbrauchbar gemacht, und auf deren Mündung sitzt eine Taube mit einem Olivenzweig im Schnabel. — Ja, wär's erst so weit!

Das Ende der sibirischen Deportation.

Sibirien! Tausend Bilder des Schreckens und der Grausamkeit ruft dieses eine Wort in Erinnerung. Bei seinem Klange hören wir förmlich laute Klagerufe und schwere Seufzer und ungezählte Schreie des Entsetzens und der Angst. Durch die schneebedeckte Landschaft bahnt eine kleine Schaar sich traurig den Weg. Unablässig, unaufhörlich wirbeln die weißen Flocken durch die Luft und decken immer höher und höher die Landstraße. Nur die Telegraphenstangen zeigen den mühseligen Weg, den dieser Menschenzug einzuschlagen hat. Einige Kosaken reiten voraus. Dann folgen, gegen die Unbilden des eisigen Wetters fast gar nicht geschützt, die „Verschickten.“ Es sind weißhaarige Männer darunter und junge Frauen und Mädchen, die in diesem Augenblicke, Hunderte von Meilen von der Heimath entfernt, das traurige Ziel noch nicht kennen, nach welchem die bewaffneten Reiter sie schleppen.

Doch wozu diese Bilder noch weiter ausmalen! Sie haften unverwischbar in der Erinnerung eines jeden seit dem Momente, da er zum erstenmale auf der Schulbank den Namen Sibirien vernahm. Man weiß allgemein von Sibirien nichts anderes, als daß es ein großes Reservoir des Elends ist. Seine Tundren und Bergwerke nehmen Tausende auf, welche, sei es, daß sie gemeine Verbrechen begangen, sei es, daß sie sich politisch mißliebig gemacht haben, der Strafe der Deportation verfielen. Das soll jetzt anders werden. An seinem Geburtstag, an dem Eröffnungstage der Friedensconferenz, beschloß Zar Nikolauß II., die Deportation nach Sibirien durch ein anderes Strafmittel zu ersetzen. Aus der Depesche der Telegraphenagentur, welche diese bedeutsame Nachricht übermittelt, kann man leider nicht ersehen, ob und in welchem Maße Gründe der Menschenfreundlichkeit diesen Entschluß des Zaren reifen ließen. Fest steht, daß vor allem Utilitätsmomente für die Aufhebung der Deportation im russischen Ministerrathe geltend gemacht wurden. Als vor mehr als zweihun-

dert Jahren das Zarenreich seine Verbrecher nach Sibirien zu transportiren anfang, waren dessen weite Landstriche fast unbewohnt und unbebaut. Auf einem Ländergebiete, das fast dreimal so groß als das nichtrussische Europa ist, zogen nomadisirend die Stämme der Burjaken, Jakuten, Tungusen, Samojeden und Ostjaken umher. Ackerbau wurde nirgends betrieben. Die Colonnen der Deputirten, welche aus den russischen Gefängnissen unaufhörlich in Sibirien einzogen, und die freien Einwanderer, welche sich in den südlicheren Gebieten ansiedelten, haben heute nach Jahrzehnten unermüdlicher Arbeit dem Lande der „Verschickten“ ein ganz anderes Gepräge verliehen. An den schiffbaren Flüssen erhoben sich große Städte. Tomsk, Irkutsk, Tjumen, Wabiwoostok, Krasnojarsk, Tobolsk und Chabarowsk sind heute Emporien des Handels und der Industrie. Gold, Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Graphit, das in Sibirien in größeren Mengen als in anderen Gebieten der Erde lagert, ferner Felle, Häute, Leder und Getreide sind die Artikel, mit denen Sibirien jetzt einen schwunghaften Export treibt. In Gold allein wurden in einem einzigen Jahre auf zusammen 1036 Wäuschen mehr als 32,000 Kilogr. gewonnen. Die Zahl der Fabriken betrug vor wenigen Jahren noch 613 mit 7000 Arbeitern und 10 Millionen Production, ist aber seither bedeutend gestiegen. Das Bildungswesen steht nach russischen Verhältnissen auf hoher Stufe. Tomsk besitzt eine Universität, die anderen Städte Sibiriens Gymnasien, Realschulen, Lyceen und eine ganze Reihe höherer Lehranstalten für Mädchen. Durch die der Vollendung entgegengehende sibirische Eisenbahn werden die Exportverhältnisse dieses ungeheueren Ländergebietes, das bisher mit dem Mangel an Verkehrswegen zu kämpfen hatte, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Heute schon zieht sich der Schienenstrang mehr als 5000 Kilometer weit bis nach Irkutsk hin. Nach Eröffnung der sibirischen Bahn wird es möglich sein, vom Ostende nach Wabiwoostok, die 12,000 Kilometer von einan-

der trennen, in zehn Tagen zu gelangen. Dann wird Sibirien nicht mehr das Land des Grauens sein, das Gebiet des Schreckens.

Unter diesen Umständen konnte man sich in Rußland nicht der Anschauung verschließen, daß das Strafmittel der Deportation für Sibirien, das heute bereits eine freie Bevölkerung von dreieinhalb Millionen zählt, mannigfache Gefahren birgt. Der zwangsweisen Verschiebung unterliegen in Rußland nicht nur jene Personen, welche sich eines politischen Vergehens schuldig gemacht haben, sondern alle jene Individuen, die ein gemeines Verbrechen verübt haben, welches die Strafgesetze Oesterreichs oder Deutschlands mit lebenslänglichem Kerker oder gar mit dem Tode bedrohen. Die russische Justiz ist also aus Utilitäts- und nicht aus Humanitätsgründen milder, als die der westeuropäischen Staaten. Ein Mörder oder Todtschläger, den die Deportation fünften Grades trifft, der in den sibirischen Zuchthäusern zu den niedrigsten Arbeiten verwendet wird und fortwährend in Ketten geht, kann nach einer Reihe von Jahren durch gutes Betragen in eine höhere Klasse aufrücken und schließlich sogar Kolonist werden. Diese Kolonisten werden aber zur Geißel des Landes, in

dem bereits eine freie Bevölkerung wohnt. Die Einheimischen und Freieingewanderten müssen Elemente unter sich dulden und aufnehmen, die eine kaum mehr dunkle Vergangenheit hinter sich haben. Diese Praxis der Deportation, wie sie auch in England üblich war, bildete bekanntlich mit eine der Ursachen, welche die britischen und amerikanischen Colonien in den Aufstand gegen das Mutterland getrieben haben. Die freien Bewohner Neuenglands griffen zum Schwerte, als sie durch Bitten die Aufhebung der Deportation nach Nordamerika nicht erreichen konnten. Die Erbitterung gegen das Mutterland ging damals so weit, daß in Neuengland sogar der Gedanke auftauchen konnte, die Schiffsladung gemeiner Verbrecher mit solchen giftigen Mattern zu erwidern.

Rußland will jetzt seine Deportationspraxis ändern. Noch ist es unbestimmt, was an deren Stelle treten wird. Welches Strafmittel immer es aber auch sei, der Gedanke der Menschlichkeit wird einen schönen Sieg feiern können, wenn fortab Richter und nicht Beamte der Administration über das Leben und das Geschick des Einzelnen zu entscheiden haben werden. Möge das Ende der Deportation auch das Ende der oft so leicht verhängten administrativen Maßregeln sein.

Der Rosenkranz ist das Licht des Verstandes, weil wir uns durch die Betrachtungen des Lebens Christi dieselben gleichsam als unsere Ideale vorstellen und wer sich ihnen nachbildet, wandelt nicht im Finstern.

Der Rosenkranz besteht nicht bloß aus Gebetsrosen, sondern auch aus Marienrosen; er ist ein Gebet, das hauptsächlich Maria geweiht ist, ihr zu Ehren gebetet wird und ihren Ruhm und ihre Ehre verbreitet. Wenn aber der hl. Iulianus sagt: Maria macht zum Paradies die Wüste und ohne sie wäre selbst der Himmel nicht schön; — wie schön wird erst durch sie der Rosenkranz werden, der ihr gewidmet ist, in dem sie so oft begrüßt, in dem ihr Name so vielfach ausgesprochen, in dem ihre Leiden und Freuden so wiederholt betrachtet werden?

Was uns fehlt, das sehen wir nicht allein an uns selbst, sondern auch an Andern.

Ein liebebeifriges Leben nach großen Vergehungen ist Gott wohlgefälliger, als ein unschuldiges Leben, das in träger Sicherheit dahinschleicht.

Als einst die hl. Rosa von Lima in ihrem Garten betete, soll man gesehen haben, wie wunderbar schöne Rosen in ihrem Munde erblühten. In dieser frommen Legende liegt eine tiefe Wahrheit. Das Gebet ist schön, schön wie die Rose. Das schönste Band, welches das Geschöpf mit seinem Schöpfer verbindet, sagt die hl. Katharina von Siena, ist das Gebet, und Philipp, König von Spanien, sprach: Es gibt keinen schöneren Anblick, als einen Soldaten in der Schlacht und einen Christen im Gebete.

Don Lorenzo Perosi, seine Oratorien und Kritiken.

Von Karl M. Busch.

(Fortsetzung.)

Nachdem Lorenzo Perosi seine theologischen Studien und die Vorbereitung auf sein erhabenes Ziel im Seminar zu Imola, wo er auf Wunsch seines Bischofs die schola cantorum gründete, beendet hatte, empfing er daselbst die heilige Priesterweihe. Nach Venedig zurückgekehrt, fühlte Don Lorenzo noch mehr als zuvor, den Doppelberuf eines Priesters und Künstlers empfangen zu haben. Ein reiches, weites Arbeitsfeld sah unser Jungmeister vor sich liegen: Denn ist die Würde des Priesters über jede menschliche Fassungskraft erhaben, so ist gewiß auch das Wirken auf dem Gebiete der religiösen Kunst von weittragender Bedeutung; und es steht ja gerade die Kunst der Kirchenmusik wie keine andere in so unmittelbarem Dienste Gottes — hat sie ja eine so große Gewalt über die Menschenseele!

Von Venedig aus verbreitete sich der Ruf von dem außerordentlich begabten jungen Maestro della capella di San Marco. Die erste größere Frucht seines unermüdlichen Schaffens war das Oratorium: *La Passione di Christo sec. S. Marco*, welches zu Milano zur ersten Aufführung gelangte. Dieses Werk, wie „*La Risurrezione di Lazaro*“ von Perosi, haben nunmehr auch in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Holland ihren Einzug gehalten und Veranlassung gegeben zu den verschiedensten Ansichten über Perosische Musik. Daß eine dem christlichen Glaubensinhalte entfremdete liberale Presse von vornherein mit einem Vorurtheile an die Beurtheilung genannter Oratorien herangehen und nicht objektiv bleiben würde, das war, da es sich ja um Geistesprodukte eines römisch-katholischen Priesters handelte, vorauszu sehen. So schreibt die Dresdener liberale Presse bezüglich der „*risurrezione di Lazaro*“ u. a.: „Die Zeit der geistlichen Oratorien scheint vorüber zu sein“; redet dann von einer „ungenügenden musikalischen Verkörperung der Ideen“; läßt

Perosi „absichtlich den großen Stil Sebastian Bachs kopiren“ und will zum Schlusse ihre flaue Stimme mit dem Wunsche verschleuden: „Eines aber ist sicher, dieser Lazarus steht nicht wieder auf.“ Sehr gewundert hat es uns, daß eine italienische antikatholische Presse in der Beurtheilung Perosischer Werke selbst eingehender vorgeht, als ihre Schwestern in Deutschland, und nur den einen Wunsch hat, der Priester Perosi möge sich nunmehr der Bühne zuwenden und eine ernste Oper, etwa „*Judith und Holofernes*“, schreiben, woran er hoffentlich von seinen geistlichen Obern nicht gehindert werde! Doch genug hiervon. Es ist wohl einleuchtend genug, daß eine Kritik, die sich auf ein unvollkommenes Verständniß des von ihr zu beurtheilenden Werkes gründet, keine Kritik ist. Jene Kritik jedoch, die neben vollkommener Unkenntniß ihres Gegenstandes sich noch obendrein mit Albernheiten befaßt, verdient erst recht nicht den Namen „Kritik“; sie theilt daselbe Loos mit der Kritik *Vetinalis*, der in Beurtheilung der Werke Dantes diesem gottbegnadeten Dichter vorwarf, „Verse verfaßt zu haben, die der Versfüße entbehrten.“

Was nun die katholische Presse betrifft, so brachte auch sie uns ihre Ansichten über Perosi. Es scheint aber, als ob sich ihre Kritik nur zu sehr auf ein einmaliges Ansehen oder Anhören der aufgeführten Werke erstreckt; denn von einer Kritik, die ein eingehendes Studium ihres Objektes voraussetzen muß, ist sehr wenig zu bemerken. Und doch wissen wir, daß gerade eine umfassende, eingehende, strenge und unparteiische Kritik die beste Freundin des Mannes von großem Geiste ist.

Unter Berücksichtigung dieser Eigenschaft einer wahren Kritik haben wir das Ergebnis unseres Studiums Perosischer Oratorien aufgezeichnet in der Weise, daß wir unsere Leser zunächst mit dem Texte und der Musik der ein-

jenigen Werke bekannt machen und als Schluß unseres Auffages ein Gesammturtheil über Perossische Musik folgen lassen.

Die „La Passione di Christo sec. S. Marco“ unseres Maestro führt uns in drei Abtheilungen die Leidensgeschichte des Herrn vor. Der Musik liegen als Text die einschlägigen Abschnitte des 14. und 15. Kapitels aus dem Markus-Evangelium zu Grunde. Ein geheimnißvolles, an Bachs Matthäus-Passion erinnerndes Präludium, beginnend mit einem Quartsextakkord im zartesten pianissimo, versetzt uns an jenen heiligen Ort, wo der Herr das größte Denkmal seiner Liebe einsetzte. Mit den einfachsten verminderten Akkorden weiß der Komponist all' jenen Schmerzen und Empfindungen Ausdruck zu verleihen, welche das Herz des göttlichen Heilandes angesichts der bevorstehenden Leiden erfüllen. Während die Holzinstrumente in klagender Bewegung auf- und abwogen, verliert der langsam und ernst fortschreitende Baß dem ganzen Orchester eine der Handlung entsprechende Färbung. Noch nicht ist das Vorspiel auf einem ersterbenden F-moll-Akkorde verklungen, da vermittelt ein im Recitativ gehaltener Chor den Uebergang zur Handlung: *Vespere autem facto* (ungefähr im 5. Kirchenton). Christus tritt in den Vordergrund und erhebt seine Stimme, um in dem tief feierlichen: „Amen, dico vobis . . . qui manducat mecum“ seine Apostel vorzubereiten auf den erhabensten Akt, die Einsetzung des heiligsten Altarsakramentes. Wir vernehmen, wie aus weiter Ferne, gleichsam von Engeln gesungen, jenen herrlichen Lobgesang: *Lauda Sion*, begleitet von den lieblichsten Variationen in den oberen Violinstimmen. Mitten in diesen Hymnus hinein, abwechselnd mit dem Chor, ertönen die heiligen Einsetzungsworte, die sich durch das unvermittelte F-dur ihres Recitativs von den Chorsätzen (G-dur) sehr wirkungsvoll abheben. Allmählich kommt der Hymnus zu vollerm Ausdruck. Doch ist es gerade, als ob auch jener herrliche Lobgesang schweigen müßte vor der Heiligkeit des größten Wunderwerkes, da die prachtvolle Melodie keinen vollen Abschluß erreicht, sondern immer wieder von den

Konsekrationsworten unterbrochen wird. Nun folgt eine polyphone, kontrapunktische Tonmalerei des Orchesters, in der uns der Komponist den Gang des Heilandes zum Delberge schildert. Perossi muß jene unermeßliche Trauer des Herrn im Innersten seiner Seele mitgeföhlt haben, um die unaussprechliche Szene der folgenden Todesangst Christi vollauf zum Ausdruck bringen zu können. Nochmals vernehmen wir, vom Baß intonirt und vom ganzen Chor in brausendem Fortissimo aufgenommen, den Lobgesang: *Lauda Sion Salvatorem*. Das ganze Orchester scheint in seinen einzelnen Instrumenten einen Wettstreit zu unternehmen in der Lobpreisung des heiligen Sakramentes, und das lang austönende „Salvatorem“ bereitet uns auf die bald folgende Erlösung näher vor.

Der zweite Theil (*l'Oratione al Monte*) weist fast dieselbe Anlage auf wie der erste. Nicht unerwähnt sollen bleiben die beiden Recitative Christi von besonderer Schönheit, das lieblich mahnende und doch wieder energische „Vigilate“ und das wirkungsvolle „Surgite“. Das Orchester hat auch hier große Arbeit; aus ihm sprechen die tiefe Wehmuth und die Todesangst des Herrn am Delberge so natürlich, daß auch das kälteste Herz davon erschüttert werden muß.

Im dritten Theile (*La morte del Redentore*), der, eingeleitet durch ein Präludium in düsterer, chromatischer Akkordfolge, uns den übergroßen Schmerz schildert, erreicht das Oratorium seinen Höhepunkt. Der Chor „*Va, qui destruis templum Dei*“ charakterisirt durch seinen unruhigen Rhythmus so recht den Zweifel und den Spott der den Heiland peinigenden Juden. Hinzu gesellt sich der athemraubende Chorus der jüdischen Schriftgelehrten, so daß es den Anschein erweckt, als ob er das vom Hellen und Schreien ermüdete Judenthüm nicht nur ablösen, sondern im Höhnen und Spotten noch überbieten wollte; die Stimmendauer der Tenöre hat hierbei eine wahre Feuerprobe zu bestehen. Es folgt dabei ein kleiner Instrumentalsatz, *Le Tenebre* (die Finsterniß), bei dem wir wiederum Gelegenheit haben, wahrzunehmen, wie Perossi es ver-

steht, mit den einfachsten Mitteln sein eigenes Empfinden dem Zuhörer in einem großartigen Stimmungstongemälde mitzutheilen. Ein tiefes Pianissimo zeigt uns alsdann an, daß jener ergreifende Augenblick herannahet, wo die Agonie des Heilandes ihre Höhe erreicht. Wir glauben selbst unter dem heiligen Kreuze zu stehen und Zeugen zu sein von dem Fluche, dessen das gottlose Judenvolk sich eben schuldig macht. Da — die neunte Stunde, die entsetzliche, sie bricht an. Ein gellender Aufschrei! In wildem Durcheinander rasen die Holzinstrumente durch zwei volle Oktaven: der Vorhang des Tempels reißt in zwei Stücke. Das ganze Orchester erdröhnt unter unseren Füßen ob der verruchten That Israels. „Eloi, eloi, lamma, sabacthani!“ tönt es von den Lippen des sterbenden Erlösers, in dessen schwachen Seufzer „Consummatum est!“ sich klagend und zitternd das Tremulando der Violinen und Oboen mischt. „Expiravit!“ so singt der tiefergreifende Schlußchor in unsäglicher Traurigkeit, verkündet aber zugleich in dem allmählich vom ganzen Chor und Orchester aufgenommenen „Quia venit, dies Domini magna“ in versöhnlichem Schmerze, daß das größte Opfer der Liebe und Treue, die Erlösung, vollbracht ist.

II. La risurrezione di Lazaro, das an dritter Stelle von unserem Maestro komponirte Dratorium, ist in zwei größere Abschnitte gegliedert. Das Präludium des ersten Haupttheiles, mit einigen ernst-würdigen Akkorden beginnend, verfällt nach wenigen Takten in einen Musikstil, wie wir ihn in der Bach'schen Toccata und Fuga gewohnt sind, verräth aber in der strengen Durchführung des einmal angeschnittenen Themas sofort das Talent des Jung-Meisters. Der storico (Evangelist) greift nach kurzem Uebergang (con moto) in die Handlung ein und macht uns mit deren Begebenheiten bekannt. Unverständlich ist es uns, weshalb der Komponist hier wie noch an anderen Stellen seines Dratoriums, dem kurzen Texte der heiligen Schrift entsprechend, nicht auch die Recitative in eine einfache musikalische Form brachte, sondern durch kürzere oder längere Zwischenspiele

unterbricht und so oft ohne Grund die Einheit der Handlung stört.

Das folgende fughettenartige Interludium, in welchem uns der Komponist die „malattia di Lazaro“ mittheilt, ist dagegen unseres Erachtens nach berechtigt, da der Text der heiligen Schrift wie auch das epische Element der Handlung darunter nicht leidet. Die Soki, welche stellenweise eher Recitative genannt werden können, prägen das Hohe und Erhabene Perossischer Empfindungen aus. So ist von wunderbarer Schönheit Marthas Arie: „Domine, si fuisses hic, frater meus non fuisset mortuus“, und jener Zwiesgespräch zwischen Christus und Martha, bei dem sich das Orchester, mit einem Quartettsatz beginnend, reich entfaltet und das Thema des Tonjahres in den corni (Hörnern) stark durchsetzt, ist, um die Worte des Herrn: . . . „qui credit in me, etiamsi mortuus fuerit, vivet“ zu bekräftigen. Ergreifend ist der Chor: „Quia vadit (scil. Jesus) ad monumentum, ut ploret ibi“, worin der Trauer des Herrn über den Tod seines Freundes Lazarus kein bestimmterer Ausdruck verliehen werden kann. Ein Chor, dem die zweite, dritte und letzte Strophe des Hymnus „Audi benigne conditor“ untergeschoben sind, zeigt in der einfachen, feinen Harmonisirung die besondere Kraft Perossi in Bearbeitung dieser Musikgattung. Leider verliert der Schlußchor des ersten Theiles sehr viel von seiner Schönheit durch die zwischengeschobenen Varianten des Orchesters.

Der zweite Haupttheil hat im Grunde denselben Aufbau wie der erste. Auch hier meidet der Komponist nicht die eigenartigen Instrumentalzwischenfälle, so daß aus deren reichlichem Gebrauche zuweilen eine unangenehm berührende Eintönigkeit entsteht, die an und für sich kurze Handlung oft zusammenhanglos wird und sich der Komponist zu musikalisch unvermittelten Uebergängen gleichsam gezwungen sieht. Unseres Erachtens hat Perossi bei diesem Dratorium zu viel Gewicht auf die Instrumental-Komposition gelegt, um eben die Dürftigkeit des dramatischen Elementes zu verdecken, was ihm aber sehr oft nicht gelingen will. Auch gefällt uns nicht die Wiederholung des „jam

foetet“ (der Leichnam des Lazarus), dazu noch von Flauto, Flageolet und Oboe in der Octav stark begleitet. Als Finale des zweiten Theiles verwendet der Komponist die erste und letzte Strophe des Hymnus vom Herz-Jesu-Feste und beschließt sein Werk mit dem im canto fermo gehaltenen dreimaligen „Benedicamus Domino“, das von einer prächtigen, an den Bach'schen Stil erinnernden Orchesterfuge begleitet wird.

III. „La Risurrezione di Cristo“ besteht aus zwei Haupttheilen: 1. Vom Tode Christi bis zur Grablegung und 2. die Auferstehung Christi. Für den ersten Theil dieses Tratoriums benutzte Perosi cap. XXVI. v. 50—66 des Matthäus-Evangeliums, für den zweiten Theil cap. XX. v. 1—18 aus dem Evangelium des heiligen Johannes als grundlegenden Text. Ein dumpf klingendes Präludium bereitet uns auf den ersten Theil des Tratoriums vor und versetzt uns in eine düstere, tiefste Stimmung. Wir glauben dort zu sein, wo sich das größte Schauspiel vollzog, und noch eben die letzten Worte des sterbenden Heilandes zu vernehmen. Die Erde, welche beim Tode des Herrn erbebte, auch hier erbebt sie förmlich unter dem immer lauter werdenden Orchester. Die ganze Natur schaudert zuruck vor dem gräßlichen Schauspiel, das Himmel und Erde hält. „Consummatum est!“
 Jesus . . . clamans voce magna emisit spiritum,“ so erzählt uns in einem ruhigen Recitativ der Evangelist. Kaum sind seine Worte verklungen, da verkündet uns der scharfe Ton der Tromba als Leitmotiv in einer wüthigen Symphonie „die Auferstehung der Leiber vieler Heiliger, die da schliefen“. Mit Furcht und Schrecken bekennen die römischen Soldaten im ganzen Chöre mit ergreifender Senanz: Vere Filius Dei erat iste.“ Ein Frauenchor, singt alsdann nach kurzer Uebersetzung jenen schönen Hymnus: Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis. Es würde uns zu weit führen, wollten wir all' die einzelnen wunderbar schönen Momente hervorheben, in denen Chör wie Orchester die großartige Anlage und kunstvolle Durchführung dieses Tratoriums deutlich zeigen. Als den Höhepunkt

des ersten Theiles darf man wohl das Duetto der beiden Marien bezeichnen, die am Grabe des Herrn das tiefwehmüthige Responsorium: „Plange, plange quasi virgo“ singen, wobei das natürliche Vibrieren der italienischen Sängler so recht von Herzen kommt und zu Herzen geht. „Vollen wir besonders hervorheben den Chor der Frommen: „Recessit pastor bonus, fons aquae vivae“ im Jugenstil mit dem wunderbaren Bariton solo. Den ersten Theil beschließt die Motette: „Ecce quomodo moritur iustus et erit in pace memoria eius.“ Die Musik, welche bisheran, nur wenige Stellen ausgenommen, sich in Moll bewegte, geht allmählich nach einem reinen Dur über, und endlich im Gefühle der Freude über die bald folgende Auferstehung des Herrn in einem ruhigen, vollen Affekte, hier und da unterbrochen von dem Motiv, das uns beim Alleluja gleich begegnet.

Das Präludium zum zweiten Haupttheile bereitet uns allmählich auf die frohe Stimmung am heiligen Ostermorgen vor. Noch ruht die Natur in stillem, traurigem Schweigen, da hören wir lauter und immer rascher werdend das uns allen so bekannte österliche Alleluja intonirt von den Blechinstrumenten. Ein Engelchor, unablässig dem auferstandenen Heiland lobsingend, verkündet unter dem frohen Klang der Hörner und Posaunen und unter der Melodie des erwähnten Alleluja die Auferstehung des Herrn, die uns nun der Evangelist in kurzem Recitativ mittheilt. Maria Magdalenas Arie am Grabe Christi: „Tulerunt Dominum de monumento“ gibt uns noch immer Anlaß zu einer etwas traurigen Stimmung, aus der wir jedoch bald durch das verstärkte Alleluja des Engelchores herausgerissen werden. In ihrer Trauer scheint Maria Magdalena jedoch den freudigen Auferstehungsgruß nicht zu vernehmen: „Mulier, quid ploras?“ und abermals ertönt ihr trauriger Solofesang: „Quia tulerunt Dominum meum.“ Da setzt die Orgel ein; ein kurzes, Schmerz und Freude theilendes Intermezzo vermittelt den Uebergang zum Höhepunkt des zweiten Theiles: „Maria Magdalena videt Jesum stantem: . . . et non sciebat quia Jesus est.“ Im-

mer mehr wächst ihre Trauer, während andererseits die Osterfreude nun im ganzen Orchester zum vollen Durchbruch drängt. „Dicit ei Jesus: 'Maria! Nun erst erkennt diese ihren Meister, und mit einem Schrei, in dem sich Staunen, Schmerz und unbeschreibliche Freude zugleich kundgeben, ruft sie mit lauter Stimme „Rabboni!““ Sofort fällt der ganze Chor der heiligen Engel arpeggiatura (in schneller Tonfolge) lieblich trillernd und jubilierend in ungezähltes Alleluja ein, in das der Chor der heiligen Apostel froh mit einstimmt. Diesen bringt Christus in unbeschreiblich schöner Arie

seinen Frieden: „Pax vobis; sicut misit me Pater et ego mitto vos.“ . . . Et ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi.“ Als Finale folgt jener herrliche Ostergesang: „Victimae paschali laudes“ mit dem trefflichen Wechselgesang: „Die nobis Maria, quid vidisti in via“ in Chor und Solo. Bei „scimus Christum surrexisse“ benutzt der Komponist wieder als Leitmotiv den canto fermo und beschließt sein Werk mit einem vierstimmigen Alleluja — Fuge a la Bach.

(Schluß folgt.)

Das Beichtgeheimniß.

In einer Grafschaft Englands lebten zwei Freunde, Wilhelm und Richard, die einander sehr zugethan waren. Jedoch eines Tages geriethen sie in Streit und im Zorne sagte Wilhelm zu Richard: „Das wirst du mir theuer bezahlen, ich schwöre es dir!“ Kurz darauf fand man den ermordeten Leichnam Richards in einer Vorstadt. Sogleich lenkte sich der Verdacht auf Wilhelm, der trotz seiner Unschuldsbetheuerungen, auf das Zeugniß derjenigen, die seine Drohung gehört hatten, eingekerkert wurde.

Die Gerichtsverhandlungen zogen sich jedoch in die Länge. Von Gewissensbissen getrieben, kam der wirkliche Mörder um seine Schuld zu beichten, zum Pfarrer der Stadt, der aber zufälliger Weise der Bruder jenes Wilhelm war. Es war aber umsonst, daß der Pfarrer ihn flehentlich bat, sich den Gerichten zu überliefern, das Leben seines unschuldig angeklagten Bruders vom schimpflichen Tode zu retten. „Sie werden ein zweifacher Mörder sein,“ sagte er, „Sie werden meine Familie entehren;“ alles vergebens. Nach einiger Zeit wurde Wilhelm zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Der Pfarrer, der alles wußte, aber wegen des Beichtsiegels nichts offenbaren durfte, besuchte seinen Bruder im Gefängnisse und suchte ihn zu trösten. „Ach, mein Bruder!“ sagte der arme Wilhelm, „was mich am meisten schmerzt ist nicht der Gedanke des Todes; sondern zu

denken, daß vielleicht auch du mich für schuldig hältst; aber ich versichere dich, daß ich unschuldig sterbe.“ Der Diener Gottes schloß ihn in seine Arme und bedeckte ihn mit Küßen und Thränen; da er ihn unschuldig wußte, so hatte ein Wort aus seinem Munde das Leben seines Bruders retten können; dieses Wort sprach der Pfarrer nicht aus und drei Tage nachher sah er von seinem Fenster aus die traurigen Vorbereitungen, die man für die Hinrichtung machte. Er wollte das Haupt seines Bruders fallen sehen, denn, sagte er, „Mein Bruder stirbt als Märtyrer!“

Einen Monat nach der Hinrichtung Wilhelms stellte sich der Mörder, von Gewissensbissen gefoltert, dem Gerichte und erzählte die Beichte, die er dessen eigenen Bruder gemacht habe. Der Pfarrer starb bald darauf vor Kummer, jedoch das Beichtgeheimniß hatte er bis zum Ende bewahrt. Somit waren durch den Schuldigen drei Personen ums Leben gekommen, der bald mit seinem Kopfe der irdischen Gerechtigkeit zahlte.

Der Rosenkranz ist ein Gebet der Engel, weil sie im Himmel ihr Heilig, Heilig, Heilig, wie wir auf Erden unser Begrüßt seist Du Maria wiederholen; weil sie, wie Maria selbst es dem seligen Manus geoffenbart hat, beständig das Vater unser und Ave mit wunderbarer Freude singen, dankend Gott für ihre Glorie und betend für das Heil der Welt.

W a h r e L i e b e .

Es war in einem der elendesten Viertel von Paris; ein Priester hatte eben die Beichte eines alten Lumpensammlers gehört, der am nächsten Morgen die hl. Wegzehrung empfangen sollte. Trotz der Freude, die ihm die Rückkehr eines Sünders zu Gott verursachte, war er doch bekümmert bei dem Gedanken, daß der liebe Heiland eine solche Wohnung heimsuchen müsse: Haufen von Lumpen erfüllten das ganze Haus, sogar das Bett bestand aus Lumpen; schmutzige Felle und allerlei unennbarer Plunder hingen an den Wänden herum. Er erzählt sein Leid einer jungen reichen Dame, die dem ersten Adel Frankreichs angehörte und von der Welt wegen ihrer Schönheit gefeiert war und die, wir wollen es nicht verschweigen, auch ziemlich leichtsinnig war. Der Priester beschrieb ihr das Elend und den Schmutz der Wohnung in den grellsten Farben.

„Aber,“ rief sie aus, „man darf doch den lieben Gott nicht in eine solche Spelunke eingehen lassen!“

„Das denke ich auch; wollten Sie das Haus nicht etwas reinigen lassen? — „Gut, ich selbst gehe hin; muß ich meine Kammerfrau mitnehmen?“ — „Gewiß! da wird Arbeit für zwei sein.“

„Aber die wird mir auch einen Theil meines Verdienstes nehmen. Ich nehme lieber meinen Sohn mit: der ist sieben Jahre alt und liebt sehr die Armen; er soll das Elend kennen lernen. Das wird ihm gut thun, das wird ihm Glück bringen!“

Am andern Morgen kam der Priester zur festgesetzten Stunde mit der heiligen Wegzehrung; er kannte das Haus des armen Lumpensammlers nicht mehr wieder; das Zimmer war in eine hübsche kleine Kapelle verwandelt, die Wände ganz weiß ausgeschlagen, eine kostbare weiße Decke über dem Bette. Auf einem, mit einem schönen Ueberzuge bedeckten Tische, war ein Kreuzstige, zwei Leuchter mit brennenden Kerzen, Weihwasser und selbst ein geweihter Buchsbaum; nichts war vergessen worden. In

diesem Gepränge strahlte das Antlitz des Greises vor Freude. Er war gewaschen und sein Haar gekämmt worden, was schon seit langer Zeit nicht mehr geschehen war.

In dieser erhabenen Liebesarbeit wurde die junge Frau überrascht; sie hatte eine Serviette umgebunden zum Schutze ihres Kleides. Sie fällt auf die Knie vor dem Bette des Kranken und wie zwei kleine Chorfnaben sagt sie mit ihrem Sohne, der neben ihr kniet, das Confiteor und beantwortet die übrigen Gebete des Priesters. Bevor er die heilige Kommunion gab, näherte dieser sich dem Bette, um ihm die Bedeutung des heiligsten Sakramentes ins Gedächtniß zurückzurufen.

„Ich weiß das schon alles, Hochwürden; das gute Frauchen, das hier kniet, hat es mich gelehrt; und dann hat sie mich auch mit ihrem kleinen Knaben zum lieben Gott beten gelehrt. Oh! wie glücklich ich bin!“

Mit tiefster Nührung und innigster Anbacht empfing er darauf die heilige Wegzehrung. Wie hätte er auch nicht an die Güte und Vorsehung Gottes geglaubt? — Aber kaum hatte der Priester die letzten Gebete beendigt, als die junge Frau die eine Hand des armen Greises nimmt und sie auf ihr schönes Haupt legt; unter der andern Hand beugt sie das Haupt ihres Kindes und spricht: „Guter Mann! Sie sind jetzt des lieben Gott Freund. Geben Sie uns beiden, gefälligst, Ihren Segen, das wird uns Glück bringen.“

„O gnädige Frau!“ erwiderte verwirrt und bewegt der Greis, „was wünschen Sie da? Ich bin nur ein armer Mann, der Ihnen keinen Segen geben kann; aber ich bitte zu Gott, er möge Sie segnen. Er wird Euch segnen, denn Ihr seid seine Engel; nur Engel können so gut sein wie Ihr. Gott möge Euch segnen, oh! er möge Euch beide segnen.“

Als er das sagte, weinte er; und die Thränen flossen auch aus den Augen des Priesters, aber nach seinem eigenen Geständnisse, waren es die süßesten, die er jemals vergossen.

Das Skapulier des Sklaven.

Eine Geschichte aus dem dunkeln Erdtheil.

Katholische Missionäre hatten in einer überaus lieblichen Landschaft im fernen Afrika eine Niederlassung gegründet. Palmen und Bananen-Gaine gürten dort das grüne Thal und die tropische Hitze wird gekühlt durch die frische Brise, welche von dem in nächster Nähe gelegenen großen See her weht. Weithin ist der hölzerne Thurm der kleinen Kirche sichtbar und das schmucke Metall-Kreuz, welches das Missionshaus ziert. Stille herrscht während der Tagesstunden; denn die Bewohner befinden sich auf dem Felde, wo sie unter Anleitung ihrer Väter dem Reis- und Weizenbau obliegen.

Am Tage aber, an dem unsere Erzählung beginnt, hatte diese Regel eine Unterbrechung erlitten.

Im weiten Hofe der Anstalt wimmelte es von Christen jeden Alters, welche aus den benachbarten Dörfern sich eingefunden hatten. Alle waren um das große Missionskreuz geschaart, welches inmitten des geräumigen Platzes steht, und beteten inbrünstig den Rosenkranz. Furcht und Schrecken malten sich in jedem Antlitz.

Flüchtige Neger hatten vor wenigen Stunden die erschütternde Nachricht gebracht, daß arabische Sklaven-Jäger ins Land gekommen waren. Sie brannten Hütten und Dörfer nieder, verwüsteten Gärten und Felder, hieben nieder, wer sich zur Wehre setzte und legten die Uebrigen in Ketten. Welch' hoffnungslose Aussicht für die armen Christen der Mission!

Vorerst konnte man sich noch Täuschungen über die Wahrheit des Berichtes hingeben; denn bis jetzt war man noch keines Feindes ansichtig geworden.

Als die Nacht aber hereinbrach, da röthete sich ringsum der Horizont. Haushoch schlugen die Flammen auf allen Seiten zum Himmel auf. Das waren die Feuerzeichen der brennenden Hütten und Ortschaften, welche der Brandsackel der grausamen Mohamedaner zum Opfer fielen.

Mit dem Frührothe des nächsten Morgens kam auch schon die Vorhut der Feinde. Man sah sie die steilen Hänge herauflimmen und ihre weißen Burnusse stachen grell von den farbigen Bekleidungsstücken der schwarzen Sklavenzüge ab, welche sie gefesselt vor sich hertrieben. Nicht weit entfernt von der Niederlassung schlugen sie im Schatten riesiger Bäume ihr Lager auf.

Schweigend und von Entsetzen gepackt, sahen Alle dem Vorgange zu. Inzwischen berathschlagten die Väter, was in dieser kritischen Lage zu thun sei. Ohne Waffen und Munition konnten sie sich der Räuber nicht erwehren. Ja, stände ihnen jetzt eine kleine militärische Schutzmannschaft zu Gebote, dann würden sie ihre Schutzbefohlenen bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. In der Lage aber, in der sie sich befanden, waren sie nur auf die Hülfe Gottes angewiesen und blieb ihnen nur die Hoffnung, daß der Feind an ihrer Niederlassung vorbeiziehe oder wenigstens ihre Bewohner spare.

P. Benedikt, ein ebenso furchtloser wie entschlossener Priester, erbot sich, in das Lager der Araber zu gehen und mit dem Führer der Horde zu unterhandeln. Er wollte ihm mit dem Zorne des Sultans von Sansibar drohen, der ein Protektorat über die christlichen Neger-Gemeinden übte. Das Anerbieten des Paters fand die erwünschte Zustimmung und so begab er sich von einem einzigen Neger begleitet, auf den Weg.

Osman, der Führer der Araber, empfing ihn aber in unfreundlichster Weise. Mit schlecht verhehltem Spotte sagte er: „Ihr und eure Pfleglinge mögt einstweilen in Frieden bleiben, aber kümmert euch nicht um das, was um euch herum vorgeht.“

Da der Priester nun unter der Zahl der Gefangenen viele getaufte Neger sah, wagte er, um deren Freilassung zu bitten. Dazu verstand sich aber der Häuptling nicht. Nach längeren

Unterhandlungen wollte er sich mit einem Lösegeld für dieselben zufrieden geben. Aber, die Summe, die er forderte, war groß und die Einkünfte der Mission genügten gerade, deren dringendste Bedürfnisse zu befriedigen. Die armen Sklaven ergingen sich während dieser Conferenz in lauten Wehklagen und herzbrechendem Jammer.

„Vater“, schriean sie verzweifelnd, „Vater, rette uns, erkaufe unsere Freiheit, du warst ja immer gut gegen uns. Lasse uns doch jetzt nicht in unserem Elende zu Grunde gehen!“

Der Missionär konnte sich der Thränen nicht mehr erwehren. Da schwanden alle menschlichen Bedenken; seinen letzten Blutstropfen hätte er für die Aermsten gerne hingegeben. Nun kaufte er die menschliche Waare; Knaben und Mädchen, eines um's andere, handelte er ein und mit eigenen Händen löste er ihnen die Fesseln, in welche sie mit dämonischer Grausamkeit geschlagen waren.

Als schließlich seine Mittel erschöpft waren, das Herz des Sklavenjägers jeder Neigung menschlichen Gefühles verschlossen blieb, schickte sich P. Benedikt trauernd an, mit seinen Freigelassenen heimzugehen.

Da erhob sich wieder Mark und Bein erschütterndes Geheul unter den Zurückbleibenden. Ein hundertfacher Aufschrei der Verzweiflung und der Todesnoth!

Betäubt und von Grausen überwältigt, wankte der Priester fort. Da warf sich ihm eine alte Negerin zu Füßen und faßte seine Soutane.

„Warte, Vater, warte; kaufe nur noch einen, nur einen noch“, gellte sie mit heiserer Stimme und umklammerte die Kniee des Missionärs.

Dabei wies sie auf einen Jungen, ihren einzigen Sohn, der schweigend, wie von Schrecken erstarrt, zur Seite stand und doch auch mit finsternem Troste ruhig vor sich schaute.

Betroffen blickte ihn P. Benedikt an; er fühlte, als ob ihm das Blut in den Adern erstarrte; sein Herz krampfte sich in unsagbarem Weh, und mit dem Rufe: „Paul bist du es, mein guter, braver Junge“, eilte er auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme.

Höhnisch lächelnd sah der Scheik dem Auftritte zu.

„Ja, für diesen da,“ herrschte er dem Vater zu, „mußt du dreimal soviel Rupien zahlen, wie für jeden Anderen. Betrachte diese Schultern und diesen Rücken, der Bursche kann eine doppelte Last von Elfenbein tragen. Schließlich ist er mir überhaupt nicht feil; denn dieser Christenhund ist ein insolenter Schurke, an dem ich eine besondere Rache zu nehmen gedenke.“

Aus Pauls Augen schossen Blitze und mit erhobener Stimme sagte er: „Spare deine Drohungen; selbst wenn der Vater mich freikaufen könnte, würde ich ihn bitten, es nicht zu thun.“

„Ja, Vater,“ wandte er sich dem Priester zu, „ich bin stark; ich kann viel tragen; ich bin jung, ich kann viel ertragen; überlasse mich meinem Schicksale. Aber erbarme dich meiner alten Mutter und löse sie aus! Um der Liebe der Allerseligsten Jungfrau im Himmel willen, bitte ich dich, erkaufe ihr die Freiheit.“ — Bei diesen Worten deutete er auf die weinende Frau.

Und nun entspann sich ein edler Wettkampf zwischen Mutter- und Kindes-Liebe.

„Befreie ihn, Vater, rette ihn, meinen einzigen Sohn, meinen guten Paul“ — schluchzte die entkräftete, alte Schwarze.

„Nein, nicht mich, sondern sie, kaufe los,“ flehte der starke, großmüthige Sohn.

Selten mag die Erde ein ähnliches Bild heroischer Weltentsagung und Opferfreudigkeit gesehen haben. Jeder vergaß des eigenen Weh's; Alle blickten auf Mutter und Kind. Der Missionär konnte nur beten und den Blick zum Himmel erheben.

Nur einer sah mit höllischer Freude dem rührenden Kampfe der Liebe zu, der Scheik. Schließlich entschied er ihn zu Gunsten der Negerin.

Wer vermöchte den Abschied der Mutter von ihrem Lieblinge zu schildern?“ —

Der Vater benützte einen Augenblick, da Paul unbewacht war, und drückte ihm ein Skapulier in die Hand mit den im Flüsterton gesprochenen Worten: „Nimm dies Paul; es ist das

Kleid unserer Königin im Himmel. Wenn du in äußerster Noth bist, schlinge es um deinen Nacken. Maria ist unsere Zuflucht.“

Dann führte er mit sanfter Gewalt die alte Negerin fort, die allem Troste unzugänglich war.

Als Vater Benedikt mit seinen befreiten Negern auf der Mission eintraf, da flossen Aller Herzen von Dankbarkeit gegen den guten Gott über. Sie sollten sich ja vorderhand der Sicherheit freuen dürfen.

Alle freuten sich und man war froher Dinge.

Nur ein Herz blutete, im Schmerz gebrochen — ein Mutterherz.

II.

Langsam strichen die Wochen dahin. Paul und seine Mitgefangenen wurden der Küste Ost-Afrika's zugetrieben.

Von den Strapazen, körperlichen Leiden und brutalen Mißhandlungen, welche die Aermsten zu erdulden hatten, wollen wir nicht reden. Den größten Unbilden waren die christlichen Neger ausgesetzt, welche die arabischen Sklaven-Jäger zum Mohamedanismus bekehren wollten. Viele hauchten unter den Peitschenhieben ihrer Henker ihre Seelen aus, während die schwachen Lippen die Namen Jesus und Maria kispelten. Andere von stärkerer Constitution überstanden diesen Passionsweg, der mit Blutspuren in den Sand gezeichnet war; doch trugen sie an Antlitz und Körper die Spuren der empfangenen Schläge für lebenslang.

Verkrüppelt, zu Skeletten abgemagert, mit Pocken-Narben besät, denn die Blattern waren in der Karawane ausgebrochen und hatten Viele dahingerafft, kamen die Ueberlebenden am Meeresufer an.

Nach den schrecklichen Märschen durch den Urwald und seine Dornhecken, sogen sie den feuchten Odem der See ein und labten sie ihre Augen am Anblicke des endlosen Wasserspiegels. Ihrer schweren Elfenbein-Lasten ledig, gaben sich ihre Seelen sogar trügerischen Hoffnungen der Freiheit hin. Und doch waren sie noch nicht am Ende ihrer Leiden angelangt. Noch dunkler sollten sich ihre Loose gestalten; noch Schrecklicheres harrte ihrer!

Sie wurden an Bord eines Segelschiffes geladen, um nach den Sklavenmärkten Arabiens gebracht zu werden. Vorerst mußten sie sich auf einem Theile des Deck's zusammenpferchen. Beim ersten Zeichen einer Gefahr stand ihnen das Schicksal bevor, durch die Luke in den dunklen Schiffsraum geworfen zu werden.

Große Massen von Baumwoll-Ballen lagen außerdem an Deck, eine seltsame Ladung für eine Sklaven-Schaluppe. Umsonst zerbrach sich Paul den Kopf darüber, was mit dieser Fracht geschehen sollte. Doch sollte er bald über deren grausame Bedeutung aufgeklärt werden!

Der frische Seewind blähte die Segel und schnell, wie ein Pfeil, glitt das Schiff über den ruhigen Wasserweg. Die Mondstrahlen, die wie flüssiges Silber sich auf den Kräuselwellchen wiegten, bligten und funkelten, wie droben die Milchstraße und die Welt der Sterne, welche den Himmel mit tropischem Glanze erfüllen.

Paul blickte über die grenzenlose Spiegelfläche des Meeres und hinein in die blauen Tiefen des unendlichen Himmels. Er gedachte der fernen Mutter und des Wiedersehens nach dem Tode. Oh, wenn er nur bald sterben dürfte, um der Schande zu entgehen, auf offenem Markte ausgestellt und wie ein Thier verkauft zu werden!

Jeder Luftzug, der die Segel starr spannte, brachte ihn seinem Verhängniß näher. Wäre der Neid nicht Sünde, er würde den sieberkranken Genossen, der an ihn gekettet war, um das Glück der letzten Stunde beneiden, die diesem sicher nahe war.

So griff Paul nach dem Skapulier, das er in seinem Gürtel trug. Da belebte sich sein Glaube wieder und ein seltsam ahnungsvolles Gefühl überkam ihn. Rasch schlang er sich das Skapulier um den Nacken und gedachte der Worte des guten Vaters. Konnte es denn noch eine unheilvollere Stunde geben, als diejenige, in der er eben athmete?

Da dröhnte plötzlich ein Schuß aus der Ferne her! das Sklavenschiff wurde von einem Kriegsschiffe verfolgt.

Die armen Neger verstanden das Signal

wohl und ihre Augen, die bisher trübe und todesmüde gestarrt hatten, belebten sich.

Die Araber fluchten und schwuren; ein neues Segel wurde aufgespannt und jede Vorbereitung getroffen, um der Gefahr zu entrinnen.

Osman aber eilte zu den Sklaven und herrschte ihnen mit Donnerstimme zu: „Ihr Hunde freut euch zu früh; denn ihr glaubt, daß das fremde Schiff euch befreien würde. Aber hört auf mich. Sollten die verfluchten Weißen unser Schiff besteigen, dann müßt ihr alle erklären, daß ihr freiwillig auf meinem Schiffe weilt. Wenn ihr mir nicht gehorcht, bei Allah, dann will ich euch martern, wie noch nie Menschen gepeinigt worden sind. Sprecht!“

Ein paar arme Neger gaben das Versprechen; die größere Zahl der Sklaven aber stand schweigend und unentschlossen.

Eine einzige Stimme wurde laut: „Meine Religion verbietet mir zu lügen und ich werde keine Unwahrheit sagen, koste es mich auch das Leben.“

„So ist's, Paul hat Recht, wir wollen auf die Hilfe unseres Vaters hoffen, der im Himmel ist,“ riefen andere Christen, ermutigt durch das heroische Beispiel des edelherzigen Jungen.

Der Araber schäumte vor Wuth. „Ha, ihr verfluchten Christenhunde, wagt ihr so mir zu antworten? Ihr habt euch euer eigenes Urtheil gefällt,“ schrie Osman und schleppte den Unglücklichen an seiner Kette bis zur Luke, durch die er ihn hinabstieß.

Paul wußte, daß er in Gefahr sei, den Erstickungstod zu sterben. Aber keine Klage kam über seine Lippen; stumm und ohne jede Gegenwehr ergab er sich in sein Geschick. Das Skapulier hatte inzwischen die Aufmerksamkeit des Arabers erregt. Mit einem gotteslästerlichen Fluche riß er es vom Halse des Unglücklichen und warf es weit von sich. Es streifte einen Baumwoll-Ballen und blieb daran hängen.

Die übrigen christlichen Sklaven theilten das Schicksal Pauls. Ueber und durcheinander wurden sie hinabgeworfen und kamen theils über, theils unter Paul zu liegen. Ueber den Leibern der Gefangenen wurden dann die

Baumwoll-Ballen aufgethürmt. Sie sollten als Grabmal dienen; ihre gräßliche Bestimmung war plötzlich Allen klar.

Osman aber triumphirte: „Nun laßt das verfluchte Christen-Schiff kommen; wir haben nichts zu fürchten.“

Der Verfolger kam immer näher und näher. Bald dröhnte wieder ein Schuß und eine Kanonenkugel fegte über das Deck weg und schmetterte mehrere der Mannschaft nieder. Da legte die Schaluppe bei. Die lebendig begrabenen Sklaven hörten bald die schweren Tritte der Fremden, welche an Bord gekommen waren, um das Schiff zu durchsuchen. Schließlich stiegen sie auch in den Schiffsraum hinab. Osman deutete auf seine Baumwoll-Ladung. Die mißtrauischen Soldaten stießen zwar mit Säbeln und Bajonetten in die Ballen, zogen aber enttäuscht wieder ab.

Die Herzen der Sklaven, die hochklopfend vor Freude der nahen Erlösung sich hoffnungsfreudig belebt hatten, gaben sich wieder dumpfer Verzweiflung hin. Für sie gab es keine Rettung.

Doch horch! Die Schritte der Soldaten näherten sich wieder, nochmals kommen sie die Treppe herab. Mit lautem Hurrah wälzten die braven Deutschen aber jetzt die Baumwoll-Ballen weg. Licht und Luft strömten in den finsternen Kerker der Aermsten, die nur mit schwacher Stimme auf die Rufe ihrer Retter antworten konnten. Aber rasch ging das Werk von Statten. Die Soldaten selbst beeilten sich, den armen Negern die Ketten zu lösen und sie an Bord zu führen.

Welcher Anblick bot sich ihnen hier! An Händen und Füßen geknebelt, lagen da die Sklaven-Jäger. Die Rollen waren gewechselt.

Und wie war dies Alles so wunderbar gekommen?

Als die Deutschen nach fruchtloser Durchsuchung der Schaluppe sich wieder verabschieden wollten, sah einer der Mannschaft, ein frommer Westphale, das Skapulier Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, vom Mondlicht sanft umglänzt, an der Ecke eines Baumwoll-Ballens hängen. Leise bewegte es sich,

vom Abendwinde gefächelt, hin und her, als wollte es ihm Kunde von etwas Seltsamem geben. Er machte seinen Officier darauf aufmerksam. „Ein Skapulier an Bord eines mohamedanischen Seglers?“ Aufmerksam betrachtete er das heilige Emblem, dann steckte er es ehrfurchtsvoll in seine Brusttasche. Eine seltsame Beute an Deck eines Ungläubigen. Doch plötzlich durchzuckte ein Gedanke ihn: „Kinder, rief er mit erregter Stimme, durchsucht noch einmal und genauer das Schiff; es führt christliche Neger-Sklaven!“

Mit welchem Eifer, mit welcher liebender Hast wurde sein Befehl vollzogen! —

Die deutsche Regierung befahl, die Befreiten wieder in ihre heimische Mission zu verbringen. Wenige Monate später trafen sie dort wohlbehalten ein. Die Missionäre und alles Volk holten sie in festlichem Zuge ein. Da flossen Thränen seliger Wonne, und des Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Nach einem

frugalen Mahle saßen sie dann in weitem Kreise im Hofe des Hauses. Paul saß zu Füßen des hohen Kreuzes, zur Rechten Vater Benedikt, zur Linken seine greise Mutter. Stille lauschten Alle, als er in beredter Weise seine und seiner Leidensgenossen Schicksale erzählte. Zum Schlusse schilderte er ihre Rettung, wobei sich die Verheißung des Vater Benedikt so wunderbar erfüllte. Da küßte ein Jeder andächtig und dankerfüllt sein Skapulier; der fromme Missionär aber erhob sich und stimmte, innig bewegt, den englischen Gruß an: Ave Maria, gratia plena. Hunderte von Stimmen fielen ein. Frauen und Mädchen, Jünglinge und Männer, Kinder und Greise; Alle sangen thränenden Auges, mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Blicken: Ave Maria! Lauschend ruhten das duftige Thal und der düstere Wald, während vom Himmel die Sterne wie Engels-Augen auf den dunklen Erdtheil niederschauten.

Sameriterin auf dem Kaiserthron

pflegte man die hochselige Kaiserin Augusta zu nennen und mit Recht. Das katholische Volk der Rheinprovinz, das die Kaiserin so sehr liebte, weiß von ihrer geräuschlosen Liebeshätigkeit zu erzählen, und wird ihr stets ein frommes, dankbares Andenken bewahren. Der katholische Lehrer Noderich zu Ehrdorf, im Kreise Bitburg, hatte das hohe Glück, drei Söhne zu besitzen, welche den Priesterstand erwählten. Einer dieser geistlichen Herren ist Pfarrer zu Koblenz. Durch seine priesterliche Thätigkeit in den Waisenhäusern und Hospitälern hatte die hohe Frau ihn kennen und schätzen gelernt. Eines Tages begleitete er seinen Vater, der bei ihm zu Besuche war, durch die Rheinanlagen, als Kaiserin Augusta im offenen Wagen heranzufuhr. Als sie die beiden gewahrte, winkte sie ihnen heranzutreten, ließ sich den Vater vorstellen und lud sie zur Mittagstafel ein. Die Kaiserin unterhielt sich auf das liebenswürdigste mit dem alten Lehrer und reichte ihm nach aufgehobener Tafel die Hand mit den Worten: „Es hat mich in der That wirklich recht gefreut, den Vater eines so from-

men, von mir hochverehrten Priesters kennen zu lernen: Ich wünschte von Herzen, daß es recht viele Väter gäbe, die so wie Sie für die die Erziehung ihrer Kinder sorgten.“ Ihre Frömmigkeit und Nächstenliebe bekundete die Kaiserin durch reiche Spenden zur Verschönerung der Kirchen, zur Gründung und Unterhaltung von Waisenhäusern und Hospitälern, sowie durch ihr häufiges, persönliches Erscheinen in denselben. Nicht etwa nur hier und da nach Laune oder plötzlichem Einfall machte sie Besuche, sondern regelmäßig, fast täglich.

Einst gab die Kaiserin beim Aussteigen aus ihrem Wagen dem Kutscher Befehl, zu halten und weitere Anordnungen abzuwarten. Gleich darauf erschien ein Bedienter, welcher dem Kutscher anzeigte, daß Ihre Majestät noch in das Waisenhaus fahren werde. Unwillig wandte sich der Kutscher um und murrte vor sich hin: „Aus der Kirche in das Spital, aus dem Spital in's Waisenhaus, aus dem Waisenhaus in die Kirche!“ Aber kaum hatte er seinem Unmuth Luft gemacht, so erschien die Kaiserin unter dem Portale, und mit der ergebensten Miene von der Welt verneigte sich der Mann und schwang sich auf seinen Sitz.

To Jesus' Heart all Burning.

(For Soprano and Alto with Organ, or for Four Mixed Voices.)

LUDWIG BONVIN, S. J. Op. 17, No. 2.

Andante con espressione.

Soprano
and Alto.



1. To Je - sus' Heart all burn - ing With fer - vent love for
2. As Thou art meek and low - ly And ev - er pure of
3. When life a - way is fly - ing And earth's false glare is

Organ
Accomp.
or
Mixed
Chorus.



mf men, My heart with fond - est *p* yearn - ing Shall raise its joy - ful
heart, So may my heart be whol - ly Of Thine the coun - ter -
done ; Still, sa - cred Heart, in dy - ing I'll say: I'm all Thine

Musical notation for Organ Accompaniment, second system. It continues with a mezzo-forte (mf) dynamic marking and includes a piano (p) dynamic marking for the final measure.

While a - ges
mf strain, Shall raise its joy - ful strain. }
part, Of Thine the coun - ter - part. } While
own, I'll say: I'm all . . . Thine own. }

Musical notation for Organ Accompaniment, third system. It continues with a mezzo-forte (mf) dynamic marking and includes a piano (p) dynamic marking for the final measure.

course a - - long,

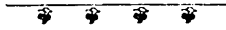
a - ges course a - long, Blest . . be with loud-est song The

sa - cred Heart of Je - sus By ev - 'ry heart and tongue.

To Jesus' Heart all Burning.

(Der deutsche Text des Liedes:)

Dem Herzen Jesu singe.



1. Dem Herzen Jesu singe
Mein Herz in Liebesdrang;
Durch alle Wolken dringe
Der laute Jubelsang:
Gelobt, gebenedeiet
Soll sein zu jeder Zeit
Dein heil'ges Herz, o Jesus,
In alle Ewigkeit.
2. O Herz, für mich gebrochen
Aus übergroßer Huld,
Von einer Lanz durchstoßen
Ob meiner Sündenschuld
Gelobt ꝛc.
3. O Herz, so mild geflossen
Von Wasser und von Blut!
Wie strömet ausgegossen
Vom Kreuz die Gnadenfluth!
Gelobt ꝛc.
4. Herr Jesus! eine Bitte,
Nur eins verlang' ich hier:
In deines Herzen Mitte
Gieb auch ein Plätzchen mir!
Gelobt ꝛc.

Das Leben des hl. Simon von Stock.

Die Erscheinung Unserer Lieben Frau vom Skapulier.

Von P. Bernhard, C. D.

Das Skapulierfest ist der jährliche Gedenktag der Erscheinung Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, wobei Sie dem hl. Simon von Stock, dem 6. General des Karmeliter-Ordens Ihr Ehrenkleid, das hl. Skapulier, mit den Verheißungen Ihrer besonderen Huld für alle Träger des Skapuliers übergab. Da geziemt es sich wohl, daß wir gerade in diesem Monate, an dessen 16. Tage das Skapulierfest in der ganzen Welt gefeiert wird, mit einer ausführlichen Beschreibung des Lebens des hl. Simon von Stock für unsere Leser beginnen.

Der heilige Simon von Stock entsproß einer der besten Familien der Barone von England. Seine nicht minder durch Frömmigkeit als durch den Adel ihres Stammes ausgezeichneten Eltern erlangten mittels ihrer Gebete die Geburt dieses gesegneten Kindes. Seine Geburt war übrigens nicht ohne Gefahr für seine Mutter, die, vertrauend auf den Schutz der allerseeligsten Jungfrau, zu der sie stets eine große Andacht trug und die in all ihren Nöthen ihre Hilfe war, sich nun lebhaft angetrieben fühlte, sich und ihr Kind der Königin der Engel zu weihen, um durch die Fürsprache eine glückliche Entbindung zu erlangen.

Der Himmel erhörte das Gebet der trostlosen Mutter und unser Heiliger kam durch den besonderen, wundervollen Schutz der allerseeligsten Jungfrau ohne irgend welche Gefahr für seine Mutter zur Welt. Er ward geboren im Jahre 1164 in England, in der Grafschaft Kent, auf dem Schlosse Harford, wo sein Vater Gouverneur war, und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Simon.

Maria nahm das neugeborene Knäblein in ganz besonderer Weise an, betrachtete es stets als ihr Lieblingskind und trug sein ganzes Leben

hindurch für dasselbe besondere Fürsorge. Sie begleitete all seine Schritte und erwarb ihm von ihrem göttlichen Sohne kostbare, überreichliche Gnaden.

Die Gunstbezeugungen, womit der Himmel den heiligen Simon von Stock auszeichnete, leuchteten schon in den ersten Tagen seiner Kindheit so sehr hervor, daß wir die geringfügigsten ersten Handlungen unseres kleinen Heiligen nicht stillschweigend übergehen dürfen; denn da sie alle mit dem Stempel des Wunderbaren gezeichnet sind, liefern sie uns den augenscheinlichen Beweis einer außerordentlichen Heiligkeit, die in dem Verlaufe eines langen Lebens keine einzige Unterbrechung aufweist.

Von der Wiege an hegte Simon zur jungfräulichen Mutter die zarteste Andacht. Er drückte sie in seiner Weise durch Zeichen aus, die bei einem Säuglinge nur von einer außergewöhnlichen Anregung des heiligen Geistes herkommen konnten. Seine fromme Mutter wollte ihm selber die Nahrung bieten; dabei pflegte sie jedesmal, bevor sie ihr Kind stillte, knieend den englischen Gruß zu beten, aus Dankbarkeit gegen die seligste Jungfrau, der sie ihr Söhnlein immerdar aufopferte, da sie es ja durch ihren Schutz vom Himmel erhalten hatte. Traf es sich, daß sie aus Zerstreuung dieser frommen Übung vergaß, so fand sie einen unbefiegligen Widerstand bei dem jungen Simon, der beharrlich die Mutterbrust verschmähte, bis Maria die gewohnte Huldigung dargebracht war.

Wie einst Sankt Nikolaus, der berühmte Bischof von Myra, soll auch unser heiliges Kind an den Samstagen und an den Vorabenden der Feste der allerseeligsten Jungfrau sich durch ein ähnliches Wunder der Muttermilch

enthalten haben. Alles, was ihn an die Gottesmutter erinnern konnte, erweckte in ihm die lebhafteste Freude. Oft sah man ihn auf den Armen seiner Mutter, wenn sie den süßen Namen Maria aussprach, eine freudige Bewegung machen. Man durfte ihm nur ein Bild der seligsten Jungfrau vorhalten, um in ihm sofort das Schreien und die unruhigen Gebärden zu stillen, wie sie gewöhnlich bei Kindern dieses Alters vorkommen, wenn sie irgendwie zu leiden haben. Noch zählte Simon keine zwölf Monate, als man ihn mehrmals deutlich das Ave Maria sprechen hörte, ehe er noch imstande gewesen, es auswendig zu lernen.

Von seinem frühesten Alter an hatte Simon von Stock ein so gewecktes Verstand.iß, daß er fähig war, die christlichen Unterweisungen zu erfassen, die ihm seine fromme Mutter ertheilte. Mit heiliger, staunenswerther Begierde erlernte er die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion. Die kostbaren Gnadengaben, womit der Himmel ihm zuvorgekommen, ließen ihn so große Lust und Geschmac an den ewigen Wahrheiten finden, daß er, nachdem er sie aus dem Munde seiner Mutter vernommen, sich oft mit dem Hausgesinde darüber unterhielt und es ihm ein großes Vergnügen war, vor dem Dienstpersonal das Erlernte zu wiederholen, oder auch gar manchmal das Amt eines Katecheten auszuüben. Er unterwies sie sehr eifrig über die Hauptgeheimnisse des Glaubens und die Regeln der christlichen Moral und machte ihnen häufig mit wunderbarem Ernste Vorstellungen, wenn er an ihrem Benehmen etwas Tadelhaftes bemerkt hatte.

Da die Gnade an diesem Segenskinde in jedweder Weise dem natürlichen Gange der Entwicklung zuvorkam, so blieb für seine Erziehung sehr wenig zu thun übrig. Sobald er der Sprache mächtig war, konnte er auch schon lesen und von da an begann er, nach dem Beispiele seiner frommen Eltern, das kleine Offizium der seligsten Jungfrau zu beten, eine Übung, der er sein ganzes Leben lang treu blieb. Ganz noch ein Kind, wie er war, verrichtete er dies Gebet mit solcher Andacht und Erbauung, daß man es ihm leicht absehen

konnte, wie sehr sein Herz schon durchdrungen war von den Gefühlen der tiefsten Andacht, des kindlichen Vertrauens und der vollkommensten Hingebung an die Gottesmutter.

Von dieser Zeit an zeigte sich in Simon von Stock jene Liebe zum Gebet, jener Gebetsgeiz, jene Erhebung der Seele in der Betrachtung der Glaubensgeheimnisse, die, ihm sozusagen einen Widerwillen einflößend gegen alles, das nicht Gottes ist, ihn antrieb, die innere Einsamlung und die Einsamkeit aufzusuchen. Um ungeörter dem Gebete obliegen zu können, zog er sich von allem zurück, was ihn hätte zerstreuen können, und verbarg sich in die abgelegensten Winkel des Schlosses Harford, wo er sich mit Gott allein unterhielt in vollkommener Vergessenheit auf alle Geschöpfe.

Alles, was ihm zum Fortschritte in der Erkenntniß und Liebe Gottes verhelfen konnte, machte er sich zu nutze. Ein besonderes Wohlgefallen fand sein Herz an den Andachtsbüchern seiner Eltern. Als er seinen Vater mit stetem Fleiße das Buch der Psalmen lesen sah, gab er nicht eher mit Bitten nach, bis er für seinen täglichen Gebrauch auch eines erhielt. Der Eifer, mit dem er dies heilige Buch las, bewies, daß es nicht kindische Neugierde war, die ihn dazu bewegte, sondern eine Eingebung des Himmels. Obgleich der lateinischen Sprache noch nicht mächtig, ward unser Heiliger von dem, was er las, so durchdrungen, und wurde sein Herz vom Feuer der göttlichen Liebe, welches dies vom heiligen Geiste eingegebene Buch allenthalben ausströmt, so sehr entzündet, daß man ihn nach jeder Lektüre gleichsam in Ekstase versetzt sah. Er las es täglich mehrere Male und zwar knieend aus Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und immer mit neuem Geschmace und mit einer Andacht, welche die Gefühle seines Herzens ausdrückte und seine Umgebung mit Bewunderung erfüllte. Die Flammenworte, die von seinem Munde hervorgingen, wenn er sich mit seinen Eltern über die erhabenen heiligen Gesänge unterhielt, ließen keinen Zweifel mehr übrig, ob dies mit dem Geiste des Psalmisten bereits erfüllte Kind nicht auch die Gabe erhalten hätte, eine ihm unbekannte Sprache

zu verdolmetschen, wie auch die Gabe des Verstandes, um den geheimen Sinn der heiligen Schrift zu ergünden.

Dies Wunder der Gnade und des Lichtes an einem sechsjährigen Kinde wurde für alle, die davon wußten, ein Gegenstand des Staunens und der Verehrung und sie fragten einander wie einst die Bewohner von Judäa bei der Geburt des heiligen Johannes des Täufers: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“

Der Vater Simons von Stock, der an seinem Sohne jeden Tag neue Beweise frühgereifter Weisheit entdeckte, beschränkte sich nicht darauf, den kostbaren Schatz, womit die göttliche Vorsehung seine Familie bereichert, einfach zu bewundern, sondern entsprach den Absichten Gottes bezüglich dieses gesegneten Kindes, indem er dessen natürliche Talente durch eine Erziehung ausbildete, die mit den Gnaden, welche ihm bereits der Himmel verliehen, im Einklange stand.

Dieser christliche Vater, der mit einer echten Frömmigkeit eine besondere Vorliebe zu den Wissenschaften verband, wollte in eigener Person die ersten Studien seines Sohnes leiten. Er ließ ihn im Lichte des Evangeliums auf den Wegen der Vollkommenheit wandeln, je nach dem Zuge der Gnade; er lehrte ihn seine Frömmigkeit durch das Studium zu erhellen und dieses durch die Pflege der christlichen Frömmigkeit zu heiligen. Da sich jedoch das Genie des Kindes von Tag zu Tag entfaltete, und durch seine Fassungskraft sich für höheren Unterricht fähig zeigte, glaubte der Vater, es zur Fortsetzung seiner Studien auf das Kollegium zu Oxford schicken zu müssen, auf daß der Wettstreit und die neuen Lehrmittel seinem Geiste die möglichst volle Entwicklung verleihen möchten.

Simon von Stock hatte damals kaum das Alter von sieben Jahren erreicht. Er verlegte sich anfänglich auf das Studium der schönen Wissenschaften und zwar mit solchem Erfolge, daß er alle, die davon Zeuge waren, in Erstaunen setzte. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit erfaßte er alles, was er las und was man ihm lehrte. Die Weisheit, die Erhabenheit seines Geistes, die Tiefe seines Ge-

nies, die Schwäche seines Alters übersteigend, befähigten ihn für alle Wissenschaften, die zur Ausbildung des Geistes dienen. Er studierte sie der Reihe nach und machte darin in sehr kurzer Zeit solche Fortschritte, daß man nicht zweifeln konnte, der Geist Gottes lenke und leite alle seine Studien. Er unterließ es auch nie, seine Arbeit mit Gebet zu beginnen und während derselben häufig zu Gott sein Herz zu erheben. Seine natürlichen Anlagen, sein Fleiß und sein Gebetseifer brachten bei allen, die ihn kannten, die Ueberzeugung hervor, als finde sein bereits mit den schönsten Kenntnissen bereicherter Verstand bei den menschlichen Unterweisungen fast keine Nahrung mehr. Unser Heiliger war ein Gelehrter in einem Alter, in welchem die Kinder das Studium beginnen.

Trotz dieser Erfolge sagte die Wissenschaft der Heiligen dem Geschmacke Simons stets mehr zu, als die menschliche Wissenschaft. Die genaue Kenntniß, die er auf den Knien seiner Mutter von den Vorschriften und Wahrheiten unserer heiligen Religion erhalten, seine Sittenreinheit, seine Liebe zur Tugend, die Neigung zum inneren Leben, die seine Frömmigkeit kennzeichnete, machten ihn zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung und zum Vorbilde der Jugend von Oxford, so daß seine Führer ihm den Empfang der heiligen Sakramente gestatten zu dürfen glaubten in einem Alter, wo gewöhnliche Kinder das Gute kaum vom Bösen zu unterscheiden wissen. Simon von Stock benützte diesen Vortheil. Er fand an der heiligen Kommunion seine größte Freude, und die himmlische Süßigkeit und die göttlichen Tröstungen, die er dabei kostete, machten ihm alles übrige unschmackhaft. Da ihm auf Erden nichts dem Glücke einer einzigen Kommunion gleichzukommen schien, wachte er sehr streng über sich selber, indem er mit größter Sorgfalt alles vermied, was ihn dieses kostbaren Unterpfandes des ewigen Lebens hätte berauben können.

In einem Alter, in welchem die Kinder nur nach Spiel und Unterhaltung trachten, in jener vergnügungsfüchtigen Zeit, wo sie, hingerissen von der Gewalt einer gefährlichen Zerstreuung, größtentheils ohne Ueberlegung leben, ohne

irgend welche Einkehr in sich selbst, ohne Lust und Liebe zur Tugend, ohne vernünftige Beurtheilung der Dinge Gottes, fast ohne Religion und nach Laune ihrer Leidenschaften, beschäftigte sich unser heiliges Kind einzig mit seinen Tbliegenheiten und wurde es nur von dem Zauber und den Vortheilen der Tugend angezogen: alles brachte es der Religion zum Opfer. Oft sah man es, namentlich während des heiligen Messopfers, vor den Altären, ganz durchdrungen vom lebendigsten Glauben, den seine ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit und seine stets so erbauliche Eingezogenheit bekundeten. Immerdar betete er im Innern seines Herzens gleich einem Seraph vor dem Throne der göttlichen Majestät den Herrn an, ganz entbrannt von Liebe, und opferte sich ohne Unterlaß und ohne Vorbehalt der Verherrlichung Jesu Christi.

In dem Maße, als er in der Erkenntniß und Liebe Jesu Christi zunahm, wuchs auch seine Andacht zur seligsten Jungfrau. Er las mit besonderer Vorliebe jene Bücher, die von ihren Vorzügen und Herrlichkeiten handelten und befließ sich, mehr und mehr ihr Wohlgefallen zu verdienen durch Nachahmung ihrer Tugenden. Als er einst eine Abhandlung über ihre unbefleckte Empfängniß las, sagte er eine solche Hochachtung und Liebe zu dieser vollkommenen Reinheit, welche die Kirche in Maria verehrt, daß er, angetrieben durch eine Eingebung vom Himmel und angeregt durch das inbrünstige Verlangen, mit der reinsten der Jungfrauen, die er stets als seine Mutter betrachtete, eine Aehnlichkeit zu haben, Gott seine Jungfräulichkeit weihte.

Von nun an hatte für ihn die Keuschheit, diese ganz himmlische Tugend, die hienieden im sterblichen Leibe das Leben der Engel nachahmt, einen neuen Reiz und eine mächtigere Anziehungskraft. Sie ward nun seine Lieblings-tugend, der erhabene Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, seiner Wachsamkeit und beständigen Sorgfalt, ja gleichsam der Mittelpunkt, auf den er alle seine Tugenden zurückführen wollte, um in sich jene jungfräuliche Reinheit zu bewahren und zu vervollkommen, die ihn stets Gott so angenehm und der Kö-

nigin der Jungfrauen so liebwertth machte. Nie konnte auch nur der leiseste Hauch des unreinen Geistes den Glanz seiner Unschuld trüben: er bewahrte sie durch einen besonderen Gnadenbeistand unverfehrt bis zum letzten Athenzuge. Es schien, als wäre die Sünde Adams nicht auf ihn übergegangen.

Die Furcht, die Reinheit seiner Seele und seines Leibes zu bemakeln, trieb ihn an, die geringsten Gelegenheiten und selbst den Schem der Sünde sorgfältig zu vermeiden. Nicht nur wachte er behutsam über alle seine Sinne, indem er mit Job einen Bund mit seinen Augen schloß, um nie seinen Blick auf einen gefährlichen Gegenstand zu heften, sondern er ging in der Zartheit seines Gewissens so weit, daß er sich allen vertrauerten Umgang, selbst mit den Kindern seines Alters, untersagte. Das Lafter der Unreinigkeit, wovon Simon von Stock nur den Namen kannte, war in seinen Augen ein verabscheuungswürdiges Un Ding, das er an anderen nur mit Schauern und Unwillen wahrnahm. Seine Worte und Handlungen, die in diesem Punkte stets mit seinen Gefühlen und seiner Denkungsart übereinstimmten, die herzzgewinnende Bescheidenheit, der Anstand, die zarte Schamhaftigkeit, die ihm eigen waren, zeigten klar an, wie hoch er jene Tugend schätzte. Ueberall ehrte man ihn als einen Engel im Fleische, der allerorts den Wohlgeruch Jesu Christi verbreitete.

Mit dieser großen Reinheit verstand Simon von Stock die Liebe zur Buße. Um den ersten Ausbrüchen des Fleisches vorzubeugen, ehe es noch imstande war, sich gegen den Geist aufzulehnen, wollte dies heilige Kind zur genauesten Abtötung all seiner Sinne die rauhen Uebungen der strengsten Buße hinzufügen. Er begann jetzt gleichsam einen Versuch zu machen von jener außerordentlichen Bußübung, der er im Verlaufe seines Lebens sich hingab. Wenn er bei Tische der Wachsamkeit seiner Eltern entgegen konnte, so bildeten ungekochte Kräuter, unzubereiteter Salat, Gemüse und ganz gewöhnliche Früchte nebst Brot und Wasser in mäßiger Quantität sehr häufig seine ganze Nahrung. Wurde er bisweilen in diesen strengen Uebungen ertappt, so verbarg er seine

Buße unter dem Scheinvorwand, daß diese Kost jenen Geschmack und seiner Leibesbeschaffenheit besser zusage. Da inzwischen seine Eltern besuchten, eine so strenge Enthaltbarkeit mochte ihr zartes Kind übermäßig schwächen und ihnen nur zu früh diesen ihren einzigen Trost und den süßen Gegenstand ihrer Hoffnungen entreißen, widersetzten sie sich anfänglich dieser Lebensweise. Als sie jedoch in der Folge Bedenken trugen, etwa gegen den Willen Gottes zu handeln, und da sie überdies gewohnt waren, alltäglich neue Wunder an ihrem geliebten Sohne zu schauen, so gaben sie schließlich seinen wiederholten Bitten nach, in

der Ueberzeugung, der Allmächtige, der die drei israelitischen Knaben am Hofe zu Babylon mit ähnlicher Nahrung erhalten, werde auch für die Erhaltung i h r e s Kindes Sorge tragen.

Da sie nicht zweifeln konnten, daß ihn der Geist Gottes in all seinen Uebungen leite und führe, so ließen sie seiner Neigung zur Buße freien Lauf, und lobten Gott ohne Unterlaß, daß er ihnen ein so heiliges Kind geschenkt. Sie begnügten sich damit, die Absichten der göttlichen Vorsehung in der außerordentlichen Weise seiner Führung anzubeten und sprachen davon nur mit Bewunderung.

(Fortsetzung folgt).

Drei Dinge machen den Tod hart und bitter, wenn Maria fehlt: Die **Trennung**, der **Kampf** und die **Ungewißheit**; wohnt aber die Liebe zu Maria in dem Herzen des Sterbenden, dann ist das Sterben gut, was wir an so vielen Tausenden von Verehrern Mariens sehen können, die alle mit jenem großen Diener der Mutter Gottes ausrufen konnten: In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß das Sterben so leicht wäre!

Zu einem guten Leben gehört ein gutes Gewissen, denn ohne dasselbe ist das Leben elend, unglücklich, jammervoll, eine Hölle. Daru n schärft uns die heil. Schrift so sorgfältig, so inständig die Reinbewahrung des Herzens ein: *Omni custodia*, sagt sie, mit allem möglichen Fleiß und Eifer bewahre dein Herz! Darum spricht so schön die hl. Katharina von Siena: Die ganze Welt ist ein großer Dornstrauch, an dem nur eine einzige Rose blüht, nämlich das gute Gewissen.

Zwei Dinge, sagt der Weltweise Plato, vermehren die Schönheit: die Abwechslung und die Verbindung. Diese doppelte Eigenschaft finden wir im Rosenkranz; er wechselt in den Arten des Gebetes ab; er schreibt verschiedene Weisen des Gebetes vor; er geht vom mündlichen auf das betrachtende Gebet über und selbst dies führt bald ein Geheimniß aus dem Leben Jesu, bald aus dem Mariens vor unser

inneres Auge, läßt uns fühlen bald die Freuden, bald die Schmerzen dieser heiligsten Herzen und macht das ganze Christenthum in seinen erhabensten Ereignissen wieder in uns lebendig.

Es ist eine Erfahrungssache, daß die Schönheit anzieht; daher kommt es, daß die frömmsten Seelen, wie die größten Geister das Rosenkranzgebet liebten, daß Alles, was je durch Heiligkeit sich auszeichnete, durch Wissenschaft glänzte, durch Tapferkeit sich hervorthat, dies Gebet vorzugsweise übte; daher kommt es, daß König Eduard von England und Heinrich von Frankreich, daß der große General Tilly, der berühmte Feldherr Montmorency, der tapfere Don Juan von Oesterreich den Rosenkranz immer bei sich trugen und täglich beteten.

Der hl. Rosenkranz ist schön, weil er aus Rosen besteht. Schon die Erinnerung an eine Rose ruft in uns die Vorstellung der Schönheit wach, die sich beim wirklichen Anblick einer Rose, die nicht umsonst aller Blumen Königin genannt wird, bestätigt. Von diesem Schönheitsgefühle für die Rose durchdrungen wählten nicht bloß die Heiden diese Blume als das Symbol der schönsten ihrer Götinnen, sondern auch die Christen nahmen sie zum Sinnbild des schönsten Geschöpfes, das je aus der schaffenden Hand der Allmacht Gottes hervorgegangen, und nannten Maria die geistliche Rose.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Das Skapulierfest.

Große Feier bei den Hochwürdigem Karmeliter-Vätern in Falls View, Ont.

Die jährliche Wallfahrt zu dem Heiligthum bei den Fällen.

Der 16. Juli ist wieder nahe. Er bringt das Skapulierfest, den großen Gnadentag für alle treuen Verehrer Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, deren hl. Kleid, das braune Skapulier, mit so großem Segen von fast allen guten Kindern Mariens getragen wird.

Wie alljährlich so rüsten sich auch heuer wieder alle Freunde des hl. Skapuliers in Buffalo zur großartigen Wallfahrt zum Gnadenorte bei den Fällen. Im letzten Jahre war die Zahl der Pilger aus unserer guten Stadt allein über tausend. In diesem Monat, da das Fest auf einen Sonntag fällt, wird die Zahl voraussichtlich größer sein.

Diesen großen Zudrang der Gläubigen hat Keiner so klar vorausgesehen, als der hochselige Erzbischof John Joseph Lynch von Toronto. In seinem bezüglichen Hirtenbriefe, datirt vom 25. April 1876, sagt er: „Gott hat die Wahl dieses Klosters getroffen. Dasselbe ist von allen Seiten des Landes her leicht zu erreichen; dabei liegt es an der Grenzscheide zweier großer Nationen. Wir sind der festen Zuversicht, daß Gott Sein eigenes großes Werk zum guten Ende führen wird durch hochherzige Menschen, die, von Liebe für Ihn und die Allereligste Jungfrau vom Berge Karmel erfüllt, reichliche Beiträge zum Baue der Kirche und des Klosters daselbst spenden werden.“

Diese frommen Seelen hinterlegen sich Schätze im Schooße Gottes selbst, von welchen sie Segen in der Noth schöpfen können.

Begleiten wir einmal den christlichen Pilger auf der Fahrt nach den Fällen! Beim ersten

Anblick derselben wird er überwältigt von der Großartigkeit der landschaftlichen Scenerie und an sein Ohr brausen die Donner des stürzenden Wassers. Dann wird er sein Herz zu Gott erheben, der all diese Pracht geschaffen hat und wie wird er sich seiner Niedrigkeit und Ohnmacht vor dem Allmächtigen bewußt werden! In freudigem Erstaunen und heiliger Begeisterung wird er schließlich in die Worte ausbrechen: Domine, Dominus noster! o Herr, wie anbetungswürdig ist Dein Name, hochgepriesen auf der ganzen Erde. Seine ganze Seele ist erfüllt von Schauern der Andacht und er fühlt, als möchte er einmal ganz allein sein mit Gott. Thränen werden ihm aus dem Herzen steigen und die Augen füllen und er wird beten: O Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest!

Der Pilger schaut dann wieder auf den breiten, stürmischen Fluß, der 160 Fuß tief von der felsigen Höhe hinabstürzt. Die Breite des fallenden Stromes mißt 2800 Fuß. Donner braust aus dem Abgrunde zwischen den Felsenmauern auf. Vor seinem Blicke steigen Dampfswolken auf, über welche die strahlende Sonne einen leuchtenden Regenbogen spannt. Da mögen ihm wohl die Worte von den Lippen tönen: „Lasse mein Gebet, o Herr, wie Duft des Weihrauchs vor Dein Antlitz steigen; laß mein Auge, wenn es im Tode bricht, den Bogen des Friedens Gottes sehen, auf dem ich aus der Welt in die Ewigkeit schreiten kann.“

Das Wasser, das polternd von der porphyrenen Klippe fällt, wird durch seine eigene

Schwere in dem tiefen Bette des Niagara begraben, aber nur für einen Moment. Dann steigt es wieder gährend und schäumend an die Oberfläche. Der Pilgrim gedenkt dabei an die Reinigung der Seele nach dem Tode. Sie muß geläutert werden, um dann in verjüngter Schönheit wieder im Lichte des Himmels und der Seligkeit aufzusteigen.

Auch das Wasser, das jetzt durch die Schlucht wogt, spricht seine eigene Sprache zu dem Herzen. Es fließt still und ernst, wie der Tod nach einem sturmbelegten Leben. Auch liegt im Tode so manches Geheimniß des Lebens, des bösen wie des guten, begraben. Da rauscht oben an beiden Seiten die Lokomotive und der Wagenzug, voll von lärmenden Menschen, die theils dem Vergnügen, theils dem Gewinne nachziehen. Da klingt es zu ihnen aus der düsteren Tiefe wie mahnend empor: „O, ihr armen Sterblichen, wie lange noch jaget ihr der Eitelkeit und den trügerischen Hoffnungen des Lebens nach. Noch ein paar Jahre und dann, dann ist Alles vorbei. Welches Loos habt ihr euch dann bereitet, welches wird die Zukunft eures seelischen Lebens für alle Ewigkeit sein?“

Doch, lassen wir den Wallfahrer zum schönen Kloster zurückkehren und von dem Fenster einer stillen Zelle dort Ausschau nehmen auf die Niagara-Fälle. Es ist Morgen. Am Horizonte, wo Wasser und Himmel ineinander zu fließen scheinen, ist Alles Ruhe und Stille. Bald staut sich der Strom an den Felsen und Klippen, die sich seinem Laufe entgegenstemmen. Die Wellen tragen hier weiße Schaumkämme, wirbelnd und tosend sprühen die Katarakte, Freude und Lust führen da einen Perlen-Neigen. Kleine Regenbogen huschen darüber hin und in dem Sprüh glihert es wie von Demantstaub. Es ist ein Bild der Jugendwonne am Morgen des Lebens. Die glückliche Seele kennt noch nicht die Gefahren des Lebens und spiegelt sich in Gottes Gnadensonne.

So bietet sich in der Jugend das Leben von seiner rosigsten Seite. Da ist Alles in Licht und Farbe gekleidet und die Einbildung stattet die Erde und das irdische Leben mit Paradiesesjubel aus. Aber bald kommen die Tage der

Ernüchterung, der Prüfung, der Täuschung; Schmerzen und Krankheiten stellen sich ein. Vielleicht gestaltet sich das Leben zu einem Sturm- und Fährniß-reichen und die Seele beginnt zu zittern vor dem Abgrunde der Ewigkeit. Da entpuppen sich die Freuden und Lustbarkeiten und Ehren als grausame Wahngespinnste. Was dann allein bleibt, um dem Leben Werth zu geben, das sind die Opfer, die man aus Liebe zu Christus gebracht hat.

Der unbedachte Christ geht dem Taumel der Vergnügungen nach, sucht Zerstreuung und Thätigkeit im irdischen Erwerb, bis schließlich seine Seele, Schmerz beladen, in jene unglückliche Ewigkeit stürzt, aus der es keine Rückkehr mehr gibt.

An regnerischen Tagen vollzieht sich ein großer Wechsel an der ganzen Scenerie der Fälle. Die Atmosphäre wird schwer und dumpf, das Brausen der Katarakte klingt wie ferner grollender Donner. Den Geist überfällt das Gefühl der Melancholie und veranlaßt ihn, an den Schleier des Todes zu denken, der sich über Alle, über Gerechte und Sünder breitet. Sollte der flammende Blitz und der polternde Orkan die Schrecken der Scene erhöhen, dann wird die Seele an die schauervolle Gerichtssitzung am jüngsten Tag erinnert, wo an alle Kinder Adams im Thale Josaphat die Frage ergeht: „Was hast du mit deiner eigenen Seele gethan und wo ist dein Bruder? Was hast du mit den Gnaden vollbracht, die ich dir verliehen habe, und wo sind die Seelen derer, welche du verführt und durch Rede und Beispiel verwüthet hast? Wenn es Nacht wird im Herzen, dann hüllt es sich gleichsam in die Falten seines verzweiflungsvollen Wehes und sucht nach einem Porte, wo es Frieden finden möchte. Kehre doch ein in der Gnadenkapelle unserer Lieben Frau vom Frieden, die droben auf dem Hügel bei den Fällen, im Schatten des Karmeliterklosters, thront, wo jede Seele, von Schmerz belastet, sich wieder erhebt im Bewußtsein der Barmherzigkeit Gottes und sich durch Vermittlung der Allerheiligsten Jungfrau Verzeihung und Vergebung erfleht und neue Huld zu einem neuen Leben.

Inniten der Fälle sieht man kleine Eilande, bedekt mit Cedern und Balsambäumen, die sich wohligh im Lichte sonnen, während die brausenden Wellen sie umtosen. Hier mag sich der fromme Pilgrim der Seele erinnern, die stark ist in der Gnade Gottes und ruhig im Getöse der Welt.

Wieviele auch, die droben in dem Beichtstuhle der Kapelle ihre Herzen geklärt haben, haben schon auf diese friedvollen Inseln und den Sonnenbogen der Hoffnung geblickt, der sie umgürtet. Wer immer das Glück hat, reinen Herzens in dieses Paradies zu schauen, wird sich im Lobe Gottes ergehen wegen der neugeschenkten Jugend und Seelenreinheit. In stiller Beschaulichkeit während seiner geistlichen Exercitien im Hospiz wird mancher den Pfad finden, der ihn zum Himmel leitet und erkennen, wie süß es ist, dem Herrn zu dienen.

Auch während des Winters übt die Landschaft einen zaubervollen Reiz auf jedes empfängliche Gemüth. Büsche und Bäume sind mit Eis bekrustet, Myriaden von krystallinen Gehängen schwirren an allen Zweigen und während des Tages flimmern sie im blendenden Gefunkel der Sonne, während der Nacht im sanften Scheine des Mondes. Ist dies nicht das Bild jener Seelen, die Gott mit den Gaben der Schönheit geschmückt hat? Dann hören wir hin und wieder das Knistern und Krachen der Aeste, die unter der Schwere ihrer winterlichen Zier brechen. Ach, wie viele Seelen brechen sich von Gott los, nachdem er sie in reichstem Maße ausgezeichnet und geziert hat, und sie sind gleich dem Rebzweige, der zur Erde gefallen ist und sich nimmermehr mit dem Weinstocke Christus verbindet.

Auch bietet sich hier ein Bild der Sterbenden in der zarten Kindheit und Jugend, welche plötzlich aus dem Kreise der sorgsamsten Liebe gerissen werden.

Der zarte lichte Mondbogen aber, der des Nachts all diese Pracht beglänzt, ermahne uns daran, daß auch in den dunkelsten Stunden der Sünde und des Schmerzes Gottes Liebe und Erbarmen uns stets nahe sind.

Der Katarakt des Niagara führt auch den Namen: "nature's high altar," der Hoch-

altar der Natur. Das Wasser, welches wie schneieiger Schaum am Felsen hängt, ist die Altardecke; der sprühende Dampf ist der Weihrauch; der Sonnenbogen darüber, der Kerzenschimmer des Sanktuariums. Da mag das sinnige Herz wohl jauchzen: Groß ist der Herr und wunderbar sind die Werke seiner Hand!

Schreitet der Pilger über eine der Brücken, welche die drei Schwestern-Inseln unter sich verbinden, da sieht er wilde Wassergüsse daherstürzen, als hätten sich in ihnen die Wolken ergossen, die über dem oberen Laufe des Stromes liegen. Er wird da an jenes entsetzliche Ereigniß erinnert, da die Schleusen des Himmels sich öffneten und die ganze Erde, um der Sünde wegen, durch Wasser verflüht wurde. Möge seine von Grausen erfüllte Seele in den Falten des Felsens, in den heiligen Wundmalen des Herrn, Rettung suchen vor dem Untergange im wilden Strudel des Lebens, vor dem zürnenden Angesichte des göttlichen Richters.

Der Niagara hat, wie alle Wunderwerke der Schöpfung, die Eigenheit, daß er stets neue Schönheiten enthüllt. Das Auge wandert entzückt von Bild zu Bild und wird nicht müde im Anblicke der Werke Gottes.

Der Pilger sollte im Geiste auf Jahrhunderte zurückblicken, in jene Zeit, da die Indianer hier, bei den stürzenden Wassern, ihre Zelte aufschlugen. Der Nothe Mann lebte noch im Dämmerischeine der Erkenntniß. Seine Seele konnte sich der gewaltigen Eindrücke der Schöpfung nicht erwehren, und um dem Großen Geiste, Manitou, ein Opfer zu bringen, wählte er eine Jungfrau zum Tode aus. Die schönste der Töchter des Stammes wird in ein schimmerndes weißes Kleid gehüllt und in einem weißen Canoc den Wellen preisgegeben. Thränenden Auges verabschieden sich Eltern und Freundinnen von ihr. Am Ufer kauend singen und weinen sie dann laut die wehmuthvolle Todtenklage, während das leichte Boot von Birkenrinde mit seiner lieblichen Last durch die Catarakte und Wirbel fliegt und zuletzt über die Felswand gleitet und im Abgrunde ver-

stinkt. Dem Großen Geiste wurde das junge, unschuldvolle Leben geopfert, daß er die Sünden der Stammesgenossen gnädig vergebe und den Lebenden gute Jagdgründe schenke!

So schrecklich auch dieses Menschenopfer ist, wie viele erhabene Gedanken sind doch mit demselben verknüpft!

Gott ist groß und mächtig und gerecht; aber sein Erbarmen wird durch ein Opfer eingelöst: „Ein demüthiges und zerfnirshtes Herz, o Herr, wirst du nicht verschmähen.“

Die armen Indianer mögen von dem großen Opfer gehört haben, das Gott in Anerkennung seiner Herrschaft über die Schöpfung überall forderte, wie auch von jenen Opfern, die ihn zur Vergebung der Sünden bewegten. Vielleicht hatten die Wilden eine traditionelle Nachricht von den großen Opfern, die Adam, Noah, Isaac und Jakob ihm darbrachten und vielleicht gar von dem Opfertode des anbetungswürdigen Gottes-Sohnes selbst! In ihrer Einfalt wollten sie nun auch ein Opfer bringen; die junge, reine und schönste Jungfrau war ihr reichster Besitz. Sie wird zum Opfer ersehen. Sie wird in den Fäßen begraben. Jetzt sind alle diese Rothhäute todt; sie sind beim Großen Geiste, dem sie zu dienen suchten. Mögen sie nicht mit David zu Ihm aufrufen: Herr gedenke nicht unserer Thorheit und unserer Missethaten? Und hat der fromme Pilger im Erinnern an jene längst vergangenen Zeiten und Ereignisse nicht Ursache, zu beten: „Ich bin mit Erkenntniß, Wissenschaft und Gnade beglückt worden und weiß, daß Gott selbst sich für mich am Kreuze zur Sühne dargebracht hat und doch scheue ich mich, mein eigenes Ich dem Herrn zum Opfer darzubringen. Ich habe gesündigt, anstatt daß ich meine Leidenschaften und irdischen Begierden gekreuzigt habe. Kommt doch, ihr armen Indianer, und lehrt mich eure Einfalt, welche besser ist, als meine eingebildete Weisheit!“

Auch sieht der Wanderer an den Fäßen, wie die Vogel freudig und leicht von Ufer zu Ufer fliegen und ohne Bang und Angst auf den Abgrund und die donnernden Fäße niederblicken. Die Vögel bewegen sich eben in ihrem natür-

lichen Element und haben Schwingen, um über jedem Schlunde und jeder Felsentiefe sicher zu schweben. So hat die Seele, die von Sünden rein ist, auch ihre Flügel. Auch sie kann ohne Zagen auf alle Schrecknisse und Trümmer der Erde niederschauen, selbst im Tode ist sie beruhigt, und würden auch Teufel sie bestürmen und Alles um sie her in Aufruhr sein, sie würde sich doch beseligt ihrem Gotte zuschwingen und selig in seinem Besitze sein.

Die Katholische Kirche, oder sagen wir es deutlicher, ihre besten und erhabensten Kinder, haben immer darauf gedacht, die schönsten und romantischsten Plätze für den Bau von Kirchen und Klöstern auszusuchen. Für den Dienst Gottes kann ja nichts schön genug sein. Der Heiland selbst liebte es ja auch, sich auf die Höhen der Berge zum Gebete zurückzuziehen; die Einsamkeit des Tabor wählte er zur Stätte seiner Verkündung, im Garten Gethsemane auf dem Delberge, goß er die Todesangst seines Herzens in den Schooß seines göttlichen Vaters aus.

Die Seele, die sich vom Geräusche und wilden Lärme der Welt entfernt, wird der Bande ledig, die sie an die Erde fetten und findet Kraft, sich dem Himmel entgegen zu schwingen.

Die Einsiedler der Wüste machten Klüfte und Höhlen zu ihrem Aufenthaltsorte, um dort ungestört dem Gebete und der Betrachtung obzuliegen.

Europa ist reich an Heiligthümern und Klöstern.

In der Neuen Welt gibt es deren nicht so viele.

Niagara aber ist Gottes. Hier, wo die ganze Natur wie ein gewaltiger Hymnus seiner Macht und Majestät ist, soll auch eine Stätte der Anbetung und der Andacht seiner Kinder sein.“

Das Skapulierfest ist das lieblichste im Kranze der Feierlichkeiten zu Ehren der Mutter Gottes, deren Heiligthum das schönste der Thäler der Neuen Welt überschaut.

Glücklich wer an diesem Tage da droben weilen kann, wo die Gnadenvolle thront, von welcher der hl. Bernard sagt: Es ist noch nie erhört worden, daß einer, der zu Ihr seine Zuflucht nahm, Sie um Beistand anrief, von Ihr verlassen worden sei!

Die Einweihung des Hospice of Mt. Carmel.

Zwei Bischöfe, viele Prälaten und über siebenzig Priester wohnten der Feier bei.

Der schönste der Hügel, welche das zauber- volle Panorama der Fälle des Niagara um- rahmen, ist fortan ein heiliger Berg. Denn seine Kuppe krönen das Gnadenkapellchen Unserer Lieben Frau vom Frieden, das schöne Loretto-Kloster, dessen breite, herrliche Fagade weithin sichtbar ist und das Hospiz der Hochw. Karmeliter-Väter, das, inmitten eines blühen- den Farmlandes, weiterhin von einem dunklen Walde umgürtet, Alles überragend, in den Victoria-Park niederschaut und die donnernden, dampfenden Fälle zu seinen Füßen hat.

Am 15. Juni wurde der imposante Neubau geweiht und für seinen edlen Zweck geöffnet.

Der Tag wird in den Annalen des Karme- lites-Ordens in Amerika für alle Zeiten ein denkwürdiger bleiben und gestaltete sich zu einem Festtage für die frommen Verehrer Un- serer Lieben Frau vom Berge Karmel auf bei- den Seiten des Stromes, auf canadischem wie amerikanischem Gebiete. Viele waren von nah und fern herbeigeeilt, um dem feierlichen Akte der Hausweihe beizuwohnen, Tausende mehr haben sicherlich mit ihren Gedanken und Gebeten da geweilt.

Leider war die Witterung nicht die freund- lichste und schwere Regengüsse störten vielfach das officiële Programm des Festes.

Das Hochamt in der Gnadenkapelle fand um 10 Uhr statt. Celebrant war Rev. P. Bernard Fink, O. C. C. von Englewood, N. J. An der Orgel präsidirte in seiner vir- tuosen Weise Very Rev. A. J. Kreidt, O. C. C.

Andächtige füllten die Kirche bis auf den letzten Platz und Blüthenduft und Vogelsang strömten durch die Fenster und mischten sich mit den blauen Wölkchen des Weihrauch und den jubelnden Weisen der kirchlichen Musik.

Kurz vor Mittag nahm der Hochwür-

digste Erzbischof D' Connor von Toronto unter den entsprechenden bedeutungsvollen Ceremo- nien und umgeben von den anwesenden Geist- lichen die Segnung des Hauses vor.

Um ein Uhr fand dann die Festtafel statt. Ueber siebenzig Ehrengäste genossen die Gast- freundschaft des Hauses, darunter: Sr. Gna- den, Erzbischof Denis D' Connor von Toronto; Rt. Rev. Richard D' Connor von Peter- borough; Very Rev. Dean Harris von St. Catharines; Very Rev. Connerly, Gen. Vikar der Diocese Buffalo; der Provincial des Laga- risten-Ordens, Very Rev. James McGill von Philadelphia; der Provincial der Basilianer, Very Rev. W. Marijon von Toronto; Very Rev. E. Schauer, C. SS. R. von Buffalo; Rev. Jos. Faber, S. J., Rektor der St. Michaelskirche in Buffalo; Rev. G. Weber, Rektor der Herz Jesu-Kirche in Buffalo; Rev. E. Engelbrecht, O. S. B. von Erie, Pa., der erst kürzlich sein Goldenes Priester-Jubiläum gefeiert hat; Rev. Ath. Hintenach, O. S. B. von Erie, Pa.; die hochw. Herren Ultrine und Ganning von St. Catharines; Very Rev. Dean Egan von Barrie; die hochw. Herren Hand und Eline von St. Pauls, To- ronto; Rev. Healey vom St. Michaels Pa- last, Toronto; die hochw. Herren Minehan, Brennan, C. S. B. von Toronto; Rev. La- boureau von Penetanguishene; Rev. Kil- cullen von Abjata; Rev. A. Bruder, O. C. C. von Pittsburg, Pa.; die hochw. Herren Gal- lagher von Pickering; Jeffcott von Oshtawe; Kilrog von Stratford; Kinnon von Dun- ville; Gnam von Hesson; Downey von Mit- chell; Oberholzer von Rochester; Hamel von Dean; D'Malley von Englewood, N. J.; McHale von der Niagara Universität; Leddy von Warsaw, N. Y.; Sullivan von Thorold; Smythe von Merritton; D'Keilly von Hamil- ton; Conway von Norwood; Kiernan von

Toronto Gore; Beharimi von Detroit, Brennan O. C. C. von Niagara on the Lake.

Was dem Bankette noch ein ganz besonderes Interesse verlieh, war der Umstand, daß alle Speisen, Brod und Backwerk aus der elektrischen Küche des Hauses hervorgegangen waren. Das Hospiz ist ein Zauberhort der magischen Kraft; Beleuchtung und Heizung liefert die Electricität, von ihr bewegte Fächer bieten Kühle im Sommer; elektrisches Feuer siedet und brodelt, kocht und bratet, röstet und backt in der Küche, und Thüren und Pforten öffnen und schließen sich durch elektrische Kraft. Hier wie noch nirgendwo anders ist die Electricität in jeglichen Dienst genommen und hat das Haus in dieser Beziehung noch nicht seines gleichen in Amerika.

Wie es jetzt dasteht, ist es ein dauerndes Monument seines Erbauers, Very Rev. A. J. Kreidt, O. C. C., des derzeitigen Provincials des Ordens in den Ver. Staaten und Canada. Den herrlichen Plan der Gründung dieser Anstalt hier auf einem der entzückendsten Aussichtspunkte in der Welt, wie ihn der weitblickende und großherzige Erzbischof Lynch von Toronto gefaßt hatte, hat er in einer Weise in Angriff genommen und seiner Vollendung entgegengeführt, die seiner genialen Schaffenskraft, seinem unbeugsamen Eifer, seinem künstlerischen Geschmacke und seiner praktischen Erkenntniß und Verwerthung aller profitablen Errungenschaften der modernen Zeit das glänzendste Zeugniß gibt.

Der Prior des Hauses ist Very Rev. Theodore McDonald, O. C. C. und weilen bei ihm die hochw. Patres Phil. Best und Dion. Best, O. C. C.

Das Skapulierfest in Falls View.

Der große Ablass von Mt. Carmel.

Die jährliche Pilgerfahrt zur Feier des Skapulier-Festes im Hospiz von Mt. Carmel findet am 16. Juli statt. Da dies ein Sonntag ist, darf man erwarten, daß der Zubräng der Wallfahrer ein gewaltiger sein wird. Der

Zug verläßt das Central-Depot hier präcis um halb acht Uhr morgens. Solche, welche den großen Ablass gewinnen wollen, können Tags zuvor in ihrer Pfarrkirche hier zur hl. Beichte gehen. Stille hl. Messen werden in der Gnadenkapelle sofort nach Ankunft der Pilger gehalten werden, und wird in jeder derselben die Communion gespendet.

Das Hochamt findet um zehn Uhr statt und zwar im Freien. Der Altar wird in der Arcade des Hospizes aufgeschlagen und für die Gläubigen wird ein Kniezelt errichtet, um ihnen Schutz und Unterkunft zu geben. Die Predigt wird Very Rev. Dean Harris von St. Catharines halten.

Des Nachmittags wird vom Altare in der Arcade aus der päpstliche Segen ertheilt, darauf ist die deutsche Festpredigt und schließlich der Segen mit dem Hochwürdigsten Gate.

Alle, welche zwischen 2 Uhr Nachmittags am 15. Juli bis zu Sonnen-Untergang am 16. Juli eine Karmeliterkirche, also hier die Gnadenkapelle besuchen, erhalten einen vollkommenen Ablass und zwar jedesmal, so oft sie die Kirche besuchen und die üblichen Ablass-Gebete verrichten. Diese Ablässe können auch den Armen Seelen zugetheilt werden.

Zu dieser großen Ablass-Gewinnung ist also nöthig: Beichte, Communion und Besuch der Gnadenkapelle, wobei es genügt, jedesmal 5 Vater Unser nebst Gegrüßet seist du Maria und Ehre sei dem Vater &c. nach der Meinung des heiligen Vaters zu beten. Wer zu Hause schon zur Communion gegangen ist, braucht nur noch die Besuche in der Kapelle zu machen.

Die Väter in Falls View sitzen zur Beichte am Samstag Abend, 15. Juli, und am Sonntag, 16. Juli, bis 11 Uhr Mittags.

Die Heimfahrt der Buffalo Wallfahrer erfolgt um 6 Uhr Abends vom Kloster aus.

Kommt Alle zum Ehrentage Unserer lieben Frau vom Berge Karmel!

Liberty Hall in Toledo, Ohio.

Die Zahl der Collegien unter Leitung der hochw. Jesuiten-Väter der deutschen Ordens-

provinz wurde zu Beginn des eben zu Ende gegangenen Schuljahres um eines vermehrt: Liberty Hall in Toledo. Der Rektor der Anstalt ist Very Rev. John J. Zahm S. J. und erfreut sich dieselbe eines raschen Aufblühens. Für ihr Heim wurde eine herrliche Privat-Residenz an Ecke von Superior und Walnut Straße käuflich erworben und für ihren neuen Zweck hergerichtet. Ein Anbau wird bald durch den Andrang der Schüler geboten sein.

Vor uns liegt das Programm der "First Annual Closing Exercises." Zur Auf- führung kam bei dieser Gelegenheit das bekannte Drama "The Hidden Gem" von Cardinal Wiseman. Die Festrede wurde von Rev. J. L. O'Connell gehalten.

Auszeichnungen bei diesem ersten akademischen Galatage in Trinity Hall wurden den Herren Studiosen Arthur J. Sawfins, Frank Conrad, George Bobette, Erwin Effler, Max Kneifel, John Higgins, Fred. Fleischmann und Fred. Ankenbrandt zu theil.

In der Diözese Chalons in Frankreich wurden schon seit Wochen schwere Sacri- legien verübt. Zehn Kirchen wurden er- brochen, die Gotteshäuser beschmutzt und die heiligen Hostien entwendet. Msgr. Michele Andre, Bischof von Chalons, erließ daher ein Cirkular an den gesammten Klerus seiner Diözese, worin es unter Anderem hieß: „Das Allerheiligste ist nicht mehr in Sicherheit unter uns. Die Bewachung, welche die Priester und Gläubigen dem Tabernakel angeheißen lassen können, ist unzureichend. Ich bestimme daher: Aus sämmtlichen Kirchen unserer Diözese soll vom 7. bis 14. Mai das Allerheiligste entfernt werden. Das ewige Licht wird ausgelöscht. Die Priester werden bei jeder hl. Messe die für die anwesenden Kommunikanten nöthige Zahl Hostien konsekriren. Es darf weder in einer Kirche noch in einer Kapelle der Segen mit dem Allerheiligsten ertheilt werden; dafür wird am 7., 11. und 14. Mai das Miserere gebetet. Nach Ablauf der obigen Frist wird das Allerheiligste nur denjenigen Gemeinden und Kirchen bewilligt, welche darum gebeten

und versprochen haben, es gegen jedes weitere Attentat beschützen zu wollen.“ Schrecklich, daß es in einem katholischen Lande so weit kommen kam!

Ein Officier, der nach der Schlacht bei Inzerman wegen seiner Tapferkeit zum Kapi- tain ernannt wurde, schrieb an seinen Bruder: In dem Augenblicke, als ich auf die russischen Werke stürmte, erinnerte ich mich an die heilige Jungfrau, zu der ich als kleines Kind so gerne betete und ich habe ihr versprochen, wenn ich wohlbehalten aus dieser Mezelei komme, so wollte ich alle Jahre an ihrem Altare eine heilige Messe lesen lassen für die am 8. Sep- tember gefallenen Soldaten, meine lieben Brüder und Kampfgenossen. Ich bin erhört worden, und ich werde das gegebene Wort lösen, es ist ein heiliges Anliegen für mich und ich wäre ein ehrloses Mensch, wenn ich es nicht hielte.

Der heilige Stanislaus Kostka wurde einst gefragt, warum er denn Maria so überaus liebe? — Sie ist meine Mutter, war die Antwort, und er hatte auch damit Alles gesagt, was un- sere Verehrung zu ihr nur immer zu begründen vermag. Wie eine irdische Mutter für das zeitliche Wohlergehen ihres Kindes sorgt, so erlangen wir auch durch die mächtige Fürbitte Mariens von Gott Gesundheit des Leibes, Schutz in Gefahren, Befreiung von Unglück, irdische Güter, zeitlichen Segen; — und wie eine Mutter in's Herz des Kindes die Keime der Tugend pflanzt, so erlangen wir durch Maria ein gutes Gewissen, Erkenntniß und Reue unserer Sünden, Liebe zum Gebet, Eifer für die Vollkommenheit, Hunger nach dem Worte Gottes, Sehnsucht nach dem Empfange der hl. Sakramente, Frieden der Seele, eine glückselige Sterbstunde und die Freuden des Himmels, — also zeitliche und ewige Güter, Schätze für Leib und Seele bringt uns die Verehrung Mariens, so daß sich erfüllt das Wort: Wer seine Mutter ehrt, ist wie einer, der Schätze sammelt, so daß auch in dieser Hinsicht zur Wahrheit wird das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgerhe und du lange lebest auf Erden.

Ein Trappistenpaar.

Es lebte vor Kurzem im Mutterhause zu La Trappe ein Mönch von hohem Alter. Zwanzig Jahre war er im Kloster, ohne je das Schweigen gebrochen und eine fremde Zelle betreten zu haben. Obgleich kraftlos, erlaubte er sich doch nie mehr Bequemlichkeit, als früher in den besten Tagen. Eines Morgens fühlte er sich schlechter als jemals. Doch kam es ihm nicht in den Sinn, seine üblichen Verrichtungen deshalb zu versäumen, und er machte sich auf den Weg, um vor Sonnenaufgang den gewöhnlichen Gebeten beizuwohnen. Nur mühsam fand er den Rückweg in seine Zelle, betrat sie wankenden Schrittes und streckte sich seufzend auf sein rauhes Bett. Er war unruhig, und wiederholte Seufzer gaben die Unruhe kund. Da öffnete sich die Thür, und der Bewohner einer dichtanstößenden Zelle trat herein. Seit 20 Jahren war es das erste Mal, daß ein anderer diese Schwelle überschritt. Der Kommende war ein Mönch, der fast so lange wie der Kranke ein Bewohner von La Trappe gewesen und trotz nächster Nachbarschaft jeden Morgen, Mittag und Abend mit ihm zur Kapelle ging, ohne daß einer den andern je angesehen und angerebet hätte. Der Eintretende sprach zu dem Kranken: „Mitbruder, kann ich in etwas dienlich sein?“ „Meine Zeit,“ sprach der andere Trappist, „geht nun schnell vorüber, aber es fesselt mich noch ein starkes Band an die Welt. Ich ließ nämlich einen theuren Bruder in dem Gewirr weltlicher Gottvergessenheit zurück, sein Seelenzustand ängstigt mich unfählich. Könnte jetzt von mir eine Nachricht an ihn gelangen, so glaube ich, es würde nicht ohne Wirkung sein. Ist es möglich, so lasset ihn meinen Kummer wissen; spricht ihm von der unendlichen Wichtigkeit des Seelenheils, bittet ihn, bittet ihn flehentlich,“ dabei schlug der Kranke die bis dahin geschlossenen Augen auf und blickte den andern an, um auch so die Sehnsucht seines Herzens auszudrücken. Aber kaum war das Auge geöffnet, als der Sterbende überrascht und forschend ausrief: „Wer seid Ihr? Dieses Gesicht, ich sah es; — doch

nein, er ist es nicht.“ „Er ist es,“ sprach nun unverweilt der andere, „ich bin Dein Bruder! Kurz nach Deinem Eintritt in den Trappistenorden hat mich Dein edles Beispiel bestimmt, der Welt, die mich so lange gegängelt, Lebelwohl zu sagen. Gottes Vorsehung führte mich sicher und gab mir eine Zelle neben der Deinigen. So groß aber meine Liebe zu Dir war, so beschloß ich dennoch zur Büßung meiner Sünden, vor dem Augenblick, in dem der Tod sich einem von uns nahe, kein Wort mit Dir zu reden. Ueber 19 Jahre habe ich durch die Mauer Deine Gebete und Dein Weinen für mich gehört: es war eine große Pein, meine Nührung zu verschließen, aber ich habe mein Gelübde gehalten und geschwiegen. Jetzt, lieber Bruder, ist unsere Laufbahn bald vollendet, der Lohn ist nahe. Gott sei gelobt, gehe in Frieden voraus, dort oben wollen wir weiter reden.“

Welcher Ernst der Heilswirkung wehet uns aus dieser Geschichte entgegen!

Glaubst Du, werther Leser, an das Wort: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich?“ Du glaubst daran, es ist ja ein Wort des Herrn, das nicht unwahr sein kann; aber ist Dein Glaube viel mehr, als ein Nichtkneigen? Macht sich der Glaube an dies ernste Wort: „Nur die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich,“ in Deinem Leben geltend? Ist Dir, wenn es sich um etwas handelt, was für die Rettung Deiner Seele zu thun ist, nicht gleich Alles zu viel und zu schwer? Hüte Dich, daß Du nicht zu denen gehörst, die einst in den Himmel eingehen wollen und es nicht vermögen, weil sie für ihn nicht genug gethan, nicht „Gewalt gebraucht“ haben. Lerne von den beiden Trappistenbrüdern!

Wenn schon Könige Dienste, die man ihnen geleistet, großartig und, wie man sagt, königlich belohnen, um wie viel mehr läßt sich das erwarten vom Könige der Könige, der mit untrüglichem Munde die Verheißung gegeben: „Ich selbst will Dein überaus großer Lohn sein!“

Das Grab der lieben Mutter Gottes.

In den nächsten Monat August fällt das aller schönste Mittergottesfest, das Fest ihrer glorreichen Himmelfahrt, und so wollen wir miteinander eine kleine Wallfahrt nach dem Grabe der seligsten Jungfrau anstellen, das im Thale Kedron, am Fuße des Delberges und nicht ferne von dem Garten Gethsemani liegt.

Unser Weg führt durch das St.=Stephansthor.

Der alten christlichen Ueberlieferung gemäß haben nämlich die Juden den hl. Leviten und Erzmärtyrer Stephanus, weil er voll des heiligen Geistes für die Gottheit und Auferstehung Jesu Christi zeugte, vor dieses Thor geschleppt und ihn daselbst gesteinigt, während er mit aufgehobenen Händen für seine Feinde betete. Und ein Jüngling, Saulus mit Namen, stand bei diesem schrecklichen Morde dabei und machte sich dieser großen Sünde schuldig, indem er die Kleider der Mörder bewachte und so gewissermaßen durch die Hände aller Steiniger Steine nach dem seligen Haupte des ersten Blutzengen schleuderte. Heutzutage noch zeigt man die Stelle auf dem Felsboden, wo der hl. Märtyrer sterbend zusammenbrach und Saul durch sein Gebet die Gnade der künftigen Bekehrung erwirkte, so daß aus diesem der hl. Paulus wurde, der größte aller Missionäre und Heidenapostel.

Jetzt führt der Pfad in's Thal hinab zum Bache Kedron. Der göttliche Heiland hat diesen Steig und das Thal und den gegenüber liegenden Delberg durch seine heilige Gegenwart und sein Beten und Leiden geweiht. Wie oft ist er da hinüber nach dem Delgarten gewandelt, um dort die ganze Nacht im Gebete zu durchwachen, nachdem er den Tag im Tempel gelehrt hatte! Besonders unvergeßlich ist jener Abend nach der Einsetzung des allerheiligsten Altarsacramentes, wo Jesus Christus sein bitteres Leiden mit der Todesangst und dem blutigen Schweiß in einer Höhle begann, welche ganz nahe an dem Grabgewölbe der lieben Mutter Gottes liegt. Ueber den Bach

Kedron führt heute eine steinerne Brücke, die nur aus einem einzigen Bogen besteht. Zur Zeit, da Salomon, der weise König, über Jerusalem herrschte, soll einer alten Sage zufolge eine hölzerne Brücke hier gestanden haben, und aus den Balken dieser Brücke sollen die Juden das Kreuz gezimmert haben, an welches der liebe Heiland festgenagelt, Blut und Leben für unsere Sünden hingab. Und da nun die Königin von Saba, so erzählt die fromme Legende, aus dem fernen Morgenlande mit vielen Kameelen und großem Gefolge, mit Gold und Gewürz und edlem Gestein nach Jerusalem kam, um Salomon zu sehen und seine Weisheit zu hören und die Pracht seiner Paläste zu schauen, weigerte sie sich das Holz dieser Brücke zu betreten; denn sie habe in ihrem Geiste prophetisch erkannt, wozu dasselbe dereinst verwendet würde.

Einige Schritte jenseits dieser Brücke finden wir linker Hand das Heiligthum, welches in uralter Zeit von den Christen Jerusalems über der Stelle erbaut wurde, wo die hl. Apostel den reinsten Leib der seligsten Jungfrau in ein Felsengrab, gleich dem ihres göttlichen Sohnes, einsenkten. Es war aber nicht Gottes Wille, daß dieses makellose Gefäß der Gnade ein Raub der Verwesung würde; am dritten Tage vereinigte sich ihre heiligste Seele auf den Willen ihres Sohnes wieder mit ihrem Leibe, und so durchdrang sie die Felswände und stieg in wunderbarer Schönheit und Glorie, von den Chören der Engel und Heiligen begleitet, zum Himmel auf, wo sie von der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Himmelskönigin gekrönt wurde und den Thron der Gnade und Erbarmung bestieg. Von ihrem Tode und ihrer Auferstehung und Himmelfahrt lautet die alte kirchliche Ueberlieferung also:

Nach der Himmelfahrt ihres göttlichen Sohnes lebte die seligste Jungfrau zumeist in Jerusalem, in der Nähe der heiligen Orte, welche ihr leidender und sterbender Sohn geheiligt hatte. In einem Hause auf dem Berge Sion, das später von den Christen verehrt wurde, soll

sie gewohnt haben; erst nach dem Tode der seligsten Jungfrau scheint der hl. Johannes nach Ephesus gezogen zu sein. Als dann die Zeit herankam, wo der liebe Heiland seine Mutter zu sich in den Himmel rufen wollte, seien auf innern Antrieb des heiligen Geistes die in der ganzen Welt zerstreuten Apostel noch einmal nach der Stadt Davids gekommen, um den letzten Segen und die letzten Worte derjenigen zu empfangen, die gewürdigt worden, das Heil der Welt zu bringen. Und so starb denn die liebe Mutter Gottes umgeben von diesen heiligen Zwölfboten und den ersten Christen von Jerusalem. Ihr heiliger Tod war aber nicht die Folge einer gewöhnlichen Krankheit oder Altersschwäche, sondern einzig das Uebermaß der Liebe, und die mächtige Sehnsucht nach ihrem lieben Sohne trennte ihre reinste Seele von dem unverfärbten Leibe. Da war denn die Trauer der Apostel und der Gemeinde gar groß und sie bereiteten dem heiligen Leichname nicht fern von der Grotte, in welcher der Heiland Blut geschwitzt, ein in Felsen gehauenes Grab. Darin legten sie den heiligen Leib, ganz ähnlich, wie Jesus Christus zu Grabe bestattet worden. Es wollte aber der Herr die Glorie seiner Mutter offenbaren und fügte es, daß der hl. Thomas, der durch seinen Zweifel die Auferstehung Christi am kräftigsten beglaubigte, auch die Himmelfahrt Mariä offenkundig machte. Es soll nämlich dieser heilige Zwölfbote der von Indien, wo er das Evangelium predigte, einen gar weiten Weg bis nach Jerusalem hatte, zum Tode der seligsten Jungfrau zu spät gekommen sein, und sie war bereits jenseits des Kedrons im Grabe. Da erfaßte ihn aber eine große Sehnsucht, wenigstens das todt' Antlitz der lieben Mutter Gottes noch einmal zu schauen, und auf seine Bitten hin öffneten die Apostel die Grabhöhle. Aber wie staunten sie, als sie den Leib nicht mehr im Grabe fanden, sondern nur die schön gefalteten Grabtücher und viel wunderschöne Rosen, die einen süßen Wohlgeruch verbreiteten. Nun erkannten sie, daß der Herr seine Mutter vom Tode erweckt und mit Leib und Seele zu sich in den Himmel genommen, und sie fielen nieder betend und jubelnd und priesen

Gottes Größe und die Herrlichkeit der Himmelskönigin!“

Selbstverständlich blieb diese Stätte in den Augen der Christen in heiligem Andenken, und ein Geschlecht sagte dem andern: „Hier hat der Leib der seligsten Jungfrau eine kurze Weile geruht, bis er in den Himmel aufgenommen wurde.“ Aber auch sonst schon wäre dieser Ort heilig gewesen, weil eine Ueberlieferung die Gräber ihrer heiligen Eltern, Joachim und Anna, und ihres reinsten Bräutigams, des hl. Joseph, ganz in die Nähe des Grabes Mariä verlegt. Ob nun diese heiligen Personen wirklich in Jerusalem gestorben und hier gewissermaßen ihre Familiengruft hatten, oder ob die Christen später ihre Reliquien hierhin übertrugen, oder ob nur Altäre zu ihrer Ehre hier errichtet wurden und so später der Glaube entstand, sie seien hier begraben, das weiß man freilich nicht bestimmt.

Bald nach dem Tode der seligsten Jungfrau wurde Jerusalem durch die Römer von Grund aus zerstört und es gingen drei stürmische Jahrhunderte über seine christlichen Heiligthümer hin. Als dann mit Konstantin und der hl. Helena eine Zeit des Friedens kam, beeilten sich die frommen Christen, auch über dem Grabmale Mariä eine Kirche zu bauen. Von dieser Kirche berichtet schon der hl. Johannes von Damaskus an die griechische Kaiserin Pulcheria und der griechische Mönch Cyrillus; sie nennen das Heiligthum ein „bewundernswürdiges, ehrwürdiges,“ und sagen ausdrücklich, es stehe neben Gethsemani über dem Grabe, in welchem der Leib Mariä geruht hatte. Was also diese frommen Männer vor 1300 Jahren geglaubt haben, dürfen auch wir glauben. Etwas später gibt auch ein deutscher Heiliger, der hl. Willibald, Zeugniß für das Grab Mariä. Im Jahre 740 machte er eine Wallfahrt nach Jerusalem, da zeigte man ihm am Fuße des Delberges das leere Grab Mariä. Der schöne Tempel aber stand damals schon nicht mehr, denn der Kalife Abdel Melek hatte die kostbaren Marmorsäulen abbrechen und nach Meffa bringen lassen, daß sie daselbst dem Heiligthume Mohammeds, der Kaaba, zur Zierde dienen sollten. Als aber die Kreuz-

fahrer unter Gottfried von Bouillon die Sarazenen aus Jerusalem verjagt hatten, wandte sich die Andacht sofort wieder auch diesem Heiligthume zu. Der fromme Held übergab es der Gut von Benediktinern aus Cluny, und diese bauten eine Abtei am Bache Kedron neben dem Grabe der seligsten Jungfrau. Der obere Theil des Thales Kedron heißt Thal Josaphat, und so wurde diese Abtei „St. Maria im Thal Josaphat“ genannt. Ein deutscher Pilger, Johann von Würzburg, der im Jahre 1150 die heiligen Stätten besuchte, erzählt, das Grab Mariä sei mit weißen Marmorplatten überkleidet und mit Zierraten von Gold und Silber geschmückt. Auch schrieb er sich einen Vers auf, der in lateinischer Sprache am Grabe angebracht war, und der auf Deutsch etwa so lautet :

Hier dehnt Josaphats Thal sich, von wannen zum
Himmel der Pfad führt.
Hier ward Maria begraben, die gänzlich dem Herrn
vertraute;
Hier begann den erhabenen Flug zum Himmel
die Kleine,
Sie, der gefangenen Heil, ihr Leben, ihr Licht,
ihre Mutter!*

Bald nach der Wallfahrt Johann von Würzburgs vertrieb Saladin im Jahre 1187 die Kreuzfahrer aus Jerusalem. Bei dieser Gelegenheit zerstörten die Moslim das Kloster im Thale Josaphat, verschonten aber die Grabkirche und das Grabmal, weil sogar Mohammed in seinem Koran, d. h. in der mohammedanischen Bibel, mit Ehrfurcht von Maria, der Mutter Jesu Christi, spricht. So blieb seither bis auf unsere Tage dieses Heiligthum in den Händen der Türken. Die Franziskaner-Patres versahen daselbst den Gottesdienst; damit waren aber die Russen nicht zufrieden. Am Palmsonntage 1757 reizten sie die griechischen Pilger zu einem Aufstande und warfen die guten Franziskaner mit Gewalt hinaus, vergaßen dabei auch nicht, die goldenen und silbernen Lampen zu stehlen, welche die Vereh-

rung frommer Fürsten an diese heilige Stätte gestiftet hatten. Und es gelang seither den Katholiken nicht, einen Schlüssel zur Kirche zu erhalten. Einmal hatte der Sultan schon seine Zusage gegeben; als ihm aber der Kaiser von Rußland schrieb, solches mißfalle ihm, so nahm er sein Wort zurück.

Und so müssen wir denn beim russischen Popen den Schlüssel und die Erlaubniß holen, das Grab der lieben Mutter Gottes besuchen zu dürfen. Nun, wir wollen uns das nicht verdrießen lassen und würden auch noch mehr thun, aus Liebe und Verehrung zur seligsten Jungfrau. Eine Treppe führt auf einen großen Hofraum, der mit unebenen Steinplatten gepflastert ist. Derselbe gehört zu der alten Benediktinerabtei Gottfrieds von Bouillon. Es muß einst sehr schön gewesen sein. Die Säulen, welche die gothischen Bogen tragen, die Kapitäle und Frieße sind aus Marmor, aber ihr Blätterschmuck ist zerstört, mehr noch durch die Bosheit der Menschen als durch die lange Zeit, das Thor selbst halb vermauert. Tritt man ein, so hat man eine breite, einst prachtvolle Marmortreppe von 47 Stufen hinabzusteigen. Zehn bis zwölf Personen können darauf nebeneinander gehen, doch sind die einzelnen Stufen nicht gleich breit. Die Treppe ist dunkel, denn die Fenster sind vermauert oder von außen durch das Erdreich versperrt. Von dieser Treppe aus führte früher zur rechten Hand eine jetzt zugemauerte Thüre und ein Gang nach der Grotte, in welcher der göttliche Heiland Blut geschwitzt hat; jetzt geht man von dem Hofraume aus nach diesem Heiligthume. Rechts und links von der Treppe sind die Grabkapellen der hl. Joachim und Anna und des hl. Joseph. Früher gehörten sie uns Katholiken, aber die frechen Griechen haben die guten Franciskaner auch hier vertrieben.

Am untern Ende der Treppe befinden wir uns in der geräumigen, kreuzförmigen Kirche; sie ist etwa 40 Meter lang und 8 Meter breit. Die Wände sind gut gemauert; der östliche Theil, das Schiff der Kirche, ist in Felsen gehauen. Licht und Luft empfängt diese theilweise unterirdische Kirche nur von der Treppe her und durch eine eisternenähnliche Oeffnung,

* Hic Josaphat vallis, hinc est ad sidera callis.
In Domino sulca fuit hic Maria sepulta;
Hinc exaltata coelos petit inviolata,
Spes captivorum, via, lux et mater eorum.

die über dem Grabe durch das Felsgewölbe gesprengt ist. So würde es sehr dunkel sein, wenn nicht zahlreiche Lampen wenigstens das Grab erhellen. Dasselbe ist rundum von der Felswand abgelöst, so daß es gewissermaßen eine kleine Kapelle bildet. Ueber der Graböffnung selbst liegt eine Marmorplatte; das war früher der Altar der Katholiken, jetzt aber lesen die griechischen Popen daselbst die Messe. Auch die übrigen Secten, die Syrier, die Armenier, die Kopten, haben an verschiedenen Stellen ihre Altäre; ja sogar die Türken haben unmittelbar neben dem Grabe ihren Gebetsplatz — nur wir Katholiken sind gänzlich aus diesem ehrwürdigen Heiligthume verdrängt, daß Einem darob wohl das Herz bluten mag. Wir wollen jedoch nicht unserm Unmuth die Zügel schießen lassen und lieber miteinander

niederknien und ein andächtiges Ave Maria beten zur Königin des Himmels, die mit ihrem jungfräulichen Fuße allein alle Ketzereien zermalmt, daß sie die Herzen der Irrenden erleuchte und zum Glauben und Lieben der einzig wahren Kirche zurückführe.

Außer dem Grabmale ist in der Kirche nichts Interessantes zu sehen. In dem nördlichen Anbau ist die Wohnung der Griechen, welche die Kirche bewachen, und in der westlichen Mauer, neben dem untersten Theil der Treppe, ist eine größere Kammer, die jetzt wohl auch als eine Art Sakristei benützt wird und deren frühere Bestimmung man nicht mit Bestimmtheit kennt. Einige glauben, die Königin Melisende, die Gemahlin Balduin's III. von Jerusalem, habe hier ihr prächtiges Grabmal aus weißem Marmor gehabt, von dem die alten Geschichtsschreiber erzählen.

Die biblischen Lesungen in der heiligen Messe.

Auf einem Berge in Galiläa erschien Jesus nach seiner Auferstehung den elf Aposteln. Es wurden dort Dinge verhandelt, welche für die ganze Menschheit von der allergrößten Bedeutung sind. Dort in der Zurückgezogenheit, dort auf der stillen Höhe, die wie ein kleines, einsames Eiland, über die bewegten, glänzenden Fluthen des Menschenlebens, welches weithin die Erde bedeckt, hinausragt, wurde nichts Kleineres und nichts Geringeres besprochen, als die *Eroberung der ganzen Welt* für Jesum Christum. Christus steht als König der Welt vor den Aposteln da; aber noch ist er der Menschheit im Großen fremd. Er ist in der Welt, aber die Welt kennt ihn noch nicht. Jetzt sendet er seine Boten über die Erde aus, die schweigend vor ihrem Auge und ihrer Einbildungskraft liegt und unermesslich weit vor ihren Füßen sich ausdehnt. Seiner Königswürde sollen sie Anerkennung und Huldigung in allen Landen verschaffen, sollen die gottentfremdeten Völker in Christi Reich rufen, sie unter dem Reif seiner Krone sammeln. Wird ihnen dies je gelingen können? Christus hebt feierlich an und spricht:

„Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Wird er nun vielleicht alle zwingenden und gewaltthätigen Mittel aufbieten, seinem Reiche in die Welt Eingang zu verschaffen und die Grenzen seines Reiches immer weiter hinauszutragen, bis es über die ganze Erde sich erstreckt? Wird er mit seiner Gewalt im Himmel und auf Erden etwa die Berge zertrümmern, welche den Aposteln als seinen Boten im Wege stehen, und ihnen Bahnen brechen durch die harten Felsen? Wird er mit dem Sturme seiner Macht die Wälder niederreißen, welche sich vor ihren Füßen sperren? Wird er die Flüsse und Meere mit dem Hauche seines Mundes austrocknen, daß ihr breiter Wassergürtel den Zug seiner Apostel nicht hindere? Und noch vielmehr, wird er die Feinde seines Evangeliums mit seinen Blitzen zu Boden strecken, welche sich dem Siegeslaufe seines Evangeliums widersetzen? Wird er die Hände verdorren lassen, welche die Apostel feindlich ergreifen wollen? Wird er die steinernen, verhärteten Menschenherzen mit seiner strafenden Macht zerbrechen, mit Gewalt gesprengen, so wie beim Tode Jesu in schauer-

lichem Schauspiele die leblosen Felsen sprangen und brachen? Werden die Apostel sich in den ganzen Schrecken dieser unwiderstehlichen Macht einhüllen und so in leichtem Triumph über die Erde ziehen?

Ja, Menschen, welche falsche Religion ausbreiten wollten, haben zu allen Mitteln der Gewalt gegriffen, welche ihnen zu Gebote standen. Ergrimmt über den Widerstand, auf welchen sie trafen, haben sie immer bedauert, daß ihnen nicht alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden, um sogleich damit ihren Zorn zu bewaffnen und jede Gegenrede im Blute der Gegner zu erstickten. Welche sind die Apostel des Muhamedanismus gewesen? Das waren Soldaten, welche in großen Schaaeren über die Grenze nicht friedlich gingen, sondern auf kriegerischen Rossen, von fanatischer Wuth berauscht, daherstürmten, in der einen Hand ihre Religion, in der andern das Schwert trugen und mit Tod und Verderben jenem drohten, der nicht feige und klawisch genug war, vor dem Lug und Trug ihrer falschen Religion sich zu beugen. Vor diesen rohen und brutalen Lehrern galt keine Berufung auf Ueberzeugung, keine Frage nach ihrer Sendung, keine Gewissensbedenklichkeit. Ein ungeheurer Krieg versah das Apostelamt. Die Schärfe der Schwerter regierte im Heiligthum des Gewissens; die Hufe der Rosse traten schonungslos alle Zweifel und alle widerstrebenden Ueberzeugungen zu Boden.

Ähnlich ging es überhaupt zu, wenn die Machthaber dieser Erde auf den unseligen Gedanken kamen, religiöse Lehren, gelte es, was es wolle, durchzusetzen und zu verbreiten. Dieser Gedanke grub der Freiheit der Völker das Grab. Kerker und Bande, Hiebe und Schläge, Verbannung und Knute, — das waren dann die Beweismittel; Soldaten in Uniform, — das waren die Apostel.

Darum sei uns doppelt freudig gegrüßt die Bergeshöhe, auf welcher der Heiland neben seinen Aposteln steht und ihnen ihr großes Apostelamt überträgt! Bergeshöhe, auf welcher der Weg der Belehrung, die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und der Ueberzeugung für jede menschliche Creatur feierlich

anerkannt wurde, ewige Zufluchtsstätte des Seelenadels und der Freiheit! Die Worte, welche auf dir gesprochen, die Aufträge, welche auf dir gegeben worden sind, sie hallten nach durch alle Jahrhunderte, und seit sie gesprochen sind ist es der Erinnerung der christlichen Völker unauslöschlich eingegraben, daß der Glaube nicht Gegenstand des Zwanges ist. Sehet, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, er rüftet diejenigen, welche für ihn streiten, welche die Welt für sein Reich der Wahrheit und der Tugend erobern sollen, nicht aus mit zerstörenden Kräften, die seine Religion gewaltsam aufdrängen, welche einschüchtern und eine kriechende, heuchlerische Unterwerfung zu Wege bringen. Unbewaffnet, wehrlos weist er sein. Apostel nur auf den demüthigen Dienst der Wahrheit, nur auf das klare, milde und starke Wort der Belehrung, der Predigt, mit welchem sie sich an die Herzen wenden sollen. Die Worte, mit welchen Christus die Apostel aufordert, die Welt zu erobern, verkündigen zugleich über die Welt hin die Freiheit des Gewissens und der Ueberzeugung. Gott aber wird diejenigen richten und verdammen, welche ihre Freiheit mißbrauchen und das dargebotene Heil verschmähen.

„Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Welch ein segensreicher Auftrag ist es, den die Apostel von diesem Berge herabbringen! Wir begrüßen die Herabkommenden mit den Worten des Propheten: „Wie schön sind auf den Bergen die Füßen dessen, der den Frieden verkündet und predigt, Gutes verkündet, vom Heile predigt.“ Das große, heilige Bild solcher Lehrthätigkeit aber hatten die Apostel, ehe sie ihnen aufgetragen wurde, schon vor Augen gesehen im Leben Christi. Er, dem alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, hat selbst nicht mit Zwang und Drängen die Geister sich unterworfen, nicht den Schrecken zerstörender

Macht vor sich hergesandt. Seine Gewalt ist so verhüllt, daß Pilatus ihn trotzig fragt: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und Gewalt, dich freizulassen?“ Schon der Prophet hatte von ihm verkündigt; „Er wird nicht zanken noch schreien, noch wird jemand seine Stimme auf der Gasse hören. Das zerfnickte Rohr wird er nicht brechen und den rauchenden Docht nicht auslöschten, bis daß er das Recht zum Siege gebracht hat, und die Heiden werden auf seinen Namen hoffen.“ Er ging durch die Ortsschaften umher und lehrte. Der Tempel zu Jerusalem und die Synagoge waren die Stätten seiner Unterweisungen, die Hügel und Berge wölbt sich ihm zum Lehrstuhle, das Schifflein auf dem galiläischen See war seine schwimmende Kanzel. Und das Volk staunte; denn durch seine Lehre bligte eine höhere Macht, eine übernatürliche Hoheit drang aus ihr tief in die Seelen hinein. „Er lehrte als einer, der da Macht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten und Phariseer.“ Angezogen von der überzeugenden und wunderbaren Kraft seiner Lehre, strömten große Schaaren aus Dörfern und Städten ihm nach, die Ortsschaften wurden zu Einöden, und die Einöden, durch welche er zog, wurden belebt von den Tritten und den Stimmen der wogenden Schaaren.

Dieses Lehramt Jesu Christi lebt fort durch alle Zeiten und wandelt im Dienste der unwissenden und irrenden Menschheit mit dem heiligen Mesopfer um die Erde. Hier beim heiligen Opfer, wo Christus als das Opfer erscheint, welches auf dem Altare des Kreuzes sich von den Beinen des Todes verzehren ließ, hier erscheint er auch als himmlischer Lehrer der Menschen. Als Opfer ist er verhüllt unter den irdischen Gestalten des Brodes und Weines; seine Stimme aber ist verborgen und doch immer gegenwärtig unter der Stimme seiner Boten in der heiligen Schrift: in den Episteln und den Evangelien.

Als ein berühmter heidnischer Weise, So-

crates, einen reichen Jüngling von vielen Genossen umgeben sah, welche den Titel seine Freunde führten, rief er dem Jüngling zu: „D, wie sehr bedauere ich deine Verlassenheit und Einsamkeit mitten in der geräuschvollen Umgebung. Denn die dich begleiten, gehen eigentlich nicht mit dir, sondern mit sich. Sie suchen ihren Vortheil, sie sind Mücken, welche dein irdisches Gut umschwärmen, nicht dich suchen.“ Aber mit einer uneigennütigen, mit einer reinen und heiligen Freundschaft gingen die Apostel der heidnischen Menschheit nach und folgten ihr unablässig auf allen ihren Lebenspfaden. Der große Heidenapostel, welcher Christi Namen vor Fürsten und Völker und die Söhne Israels getragen, kann bei seinem Abschiede von den Christengemeinden in Kleinasien sich kühn auf seinen reinen, unbesleckten Eifer, sein uneigennütiges Wohlwollen berufen. Auch er ist den Menschen nachgezogen, ihnen auf allen ihren Pfaden gefolgt; „nichts habe ich euch vorenthalten, was heilsam ist, so daß ich es euch nicht verkündigt und euch nicht gelehrt hätte öffentlich und in euren Häusern.“ Aber er kann mit klaren Augen und heiterer Stirne vor ihnen stehen und sich darauf berufen: „Silber und Gold oder Kleider habe ich von niemanden begehrt, wie ihr selbst wisset; denn was mir und denen, die bei mir sind, nöthig war, das haben mir diese meine Hände erworben. In allem habe ich euch gezeigt, daß man so durch eigene Arbeit die Schwachen vor dem Falle bewahren und eingedenk sein müsse des Wortes des Herrn Jesu, der da sprach: „Seliger ist geben als empfangen.“
(Schluß folgt).

Ohne Rücksicht auf die Tugenden ihres Geschlechtes erblickten wir an der allerfeligsten Jungfrau die allgemeinsten und wesentlichsten Tugenden der christlichen Seele auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit. „Maria steht da,“ sagt der Engel der Schule, „als das allgemeine Muster der Tugenden!“

Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

Schon wieder ein halbes Jahr vorbei! Wie schnell die Zeit vergeht! Oder geht's dir, lieber Leser, nicht so wie mir! Vielleicht bist du ein Jüngling, der es kaum erwarten kann, bis ihm ein tüchtiger Schnauzer unter der Nase gewachsen ist. Oder vielleicht ein junges Mädchen, das gerne unter die Haube kommen möchte und viel lieber in eigener Küche und im eigenen Keller wirthschaften möchte, als bei der guten alten Mutter Hausarbeit zu verrichten. Ja, da kann es wohl sein, daß dir die Zeit etwas langsam scheint. Aber Unserenem! Wenn man so ein halbes Jahrhundert hinter dem Rücken hat, und darüber nachdenken will, da wundert man sich, wo denn alle die Zeit hingekommen ist, und wie wenig man eigentlich gewirkt hat in der größten aller Lebensfragen, in der Sorge um sein ewiges Heil. In der Jugend, wenn man gute, brave christliche Eltern gehabt hat, und gottesfürchtig erzogen worden ist, da hat man sich vielleicht vorgenommen, einmal recht fromm und heilig zu werden — dann kam die Wahl eines Standes. Der Eine wählte den heiligen Ehestand, der andere den geistlichen oder Ordensstand, ein Dritter bleibt ledig, um seine Eltern oder Geschwister zu versorgen. Aber wie weit sind wir in der Frömmigkeit, im Heiligwerden vorangeschritten? Nicht wahr! Sehr viele unter uns Erwachsenen sind heute nicht so fromm, als wir es am Tage unserer ersten hl. Kommunion waren. Was hat uns also die Zeit genützt? Es hat nur unsere Verantwortung größer gemacht, und unsere Rechenschaft, die wir Alle nach dem Tode ablegen müssen, um viele Posten vergrößert.

Darum gibt es auch Viele, die sagen: „Wenn ich nur als unschuldiges Kind gestorben wäre! Dann wäre ich jetzt doch sicher im Himmel!“ Aber das wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man das im Ernste sagen würde. Der liebe Gott erwartet von seinen Kindern

Dankbarkeit, wenn Er ihnen ein langes Leben schenkt. Wenn wir uns einander glückwünschen, so ist unser höchster irdischer Glückwunsch immer ein langes Leben und dauernde Gesundheit. Es wäre also undankbar, wenn wir des Lebens satt, unseren eigenen Tod herbeiwünschten. Und es wäre eine sehr schwere Sünde, wenn man Andern den Tod wünschte, denn unter allen zeitlichen Uebeln, wird der Tod doch als größtes Uebel angesehen. Das Todesurtheil, das über Missethäter gerichtlich ausgesprochen wird, wird deshalb auch als die höchste Strafe angesehen, die der Richter verhängen kann. Der Selbstmord ist somit eine der größten Sünden, die der Mensch begehen kann, und wird nur durch das freiwillige Tödten des Nächstens übertroffen.

Nein, wir müssen Gott danken, wenn Er unser Leben verlängert. Es ist allerdings wahr, daß unschuldige Kinder, die nach der Taufe sterben, in den Himmel kommen, aber da Jeder nach seinen Werken belohnt wird, so können diese lieben Unschuldigen nicht dasselbe Maß himmlischen Glückes erwarten, welches denen bevorsteht, welche in der Hitze des Tages gearbeitet und alle Mühseligkeiten und Strapazen eines immerwährenden Streites gegen den Teufel, die Welt, und das Fleisch durchgemacht haben. Das Weilchen, das im Frühling im Verborgenen blüht und bald verwelkt, erregt nicht so sehr unsere Bewunderung und Erkenntlichkeit, wie die alte, vernarbte Eiche, die seit Jahrzehnten Wind und Sturm getroyt hat, und mit ihren stämmigen Aesten und reifen Blätterfülle uns kühlen Schatten gewährt. So wird es wohl auch im Himmel sein. Die lieben Kleinen werden sicher glücklich sein, aber so ein heiliger Bekenner, der im Dienste des Herrn grau geworden ist, wird doch einen viel höheren Lohn und größeres Glück erworben haben. Es gehört ein gutes Stück Feigheit dazu, es zu bedauern, daß man nicht

in den Bähv-Himmel gekommen ist, anstatt mannbast um seine Siegeskrone kämpfen zu müssen. Nein, du mußt es als ein Kompliment vom lieben Gott betrachten, wenn er dich in den Kampf des Lebens geschickt hat, um dir Gelegenheit zu geben, eine große Siegesfeier im Himmel zu halten. Er weiß, was du mit Seiner Hülfe leisten kannst, und durch Sein eigenes Beispiel fordert Er dich auf Ihm nachzufolgen und um mit Ihm auf dem Kreuze Sünde, Tod und Hölle zu überwinden.

Der liebe Vater im Himmel hat viel zu viel Liebe für seine Kinder, als daß Er ihnen unnöthige Sorgen und Lasten auferlegen würde. Alles hat seinen Zweck, und dieser Zweck kann Nichts Anderes sein, als unser eigenes höchstes Glück. Er muß Seiner göttlichen Natur gemäß Alles in erster Linie zu Seiner Ehre thun, aber Er sucht Seine höchste Ehre in der Liebe Seiner Geschöpfe. Er will geliebt werden, denn Gott ist die Liebe. Er kann also nur aus Liebe handeln, wenn Er unsere Lebensgeschichte leitet und lenkt.

Wenn die Welt das nur wüßte und glaubte ! Der hl. Vater hat darum in jüngster Zeit angeordnet, daß das ganze Menschengeschlecht dem göttlichen Herzen Jesu feierlich geweiht werden sollte. Der Hirtenbrief, den Er zu diesem Zwecke veröffentlichte, ist leider zu spät eingetroffen, um diese öffentliche Widmung zu gleicher Zeit auf der ganzen Welt vorzunehmen. Sie sollte am 9ten Juni geschehen, als am Feste des göttlichen Herzens Jesu. Wahrscheinlich wird man einen andern Tag bestimmen, an welchem es stattfinden kann. In Caropa und in einigen Dörfern Amerika's hat die Feier am 9ten Juni stattgefunden. Der acht katholische Kaiser von Oesterreich, der alte Franz Joseph, z. B. ging an dem Tage in feierlicher Prozession zur St. Stephanskirche in Wien, und las den Akt der Konsekration, der vom hl. Vater vorgeschrieben wurde, mit lauter Stimme, und weihte sich und sein Haus, und sein theures Oesterreich feierlichst dem göttlichen Herzen Jesu.

Das Jahrhundert konnte keinen schöneren Abschluß finden, als in dieser kirchlichen Anordnung öffentlich die Liebe Gottes, die das

göttliche Herz Jesu mit ihrem Feuer erfüllt, anzuerkennen. Nichts scheint schwerer zu sein, als die Menschheit davon zu überzeugen, daß der liebe Gott ein Herz hat. Die Juden im alten Bunde wußten es nicht, und als ihnen diese Liebe persönlich erschien und entgegentrat, glaubten sie nicht, und durchbohrten das liebevolle Herz des Heilandes. Es ist das Wunderbarste in Gott. Daß Gott ewig, unendlich, allgegenwärtig, allweise, und gerecht ist, können wir mit unserer kleinen Vernunft einsehen, aber daß er ein Herz hat, das ganz mit Liebe für seine Feinde, für arme Sünder, für undankbare, ungehorsame Kinder erfüllt ist, daß Er allen Schimpf und Schmach, alle Verkennung und bitteren Haß, alle Verhöhnung und Verfolgung geduldig erträgt, ja, daß Er es zuläßt, daß man dieses Herz bis zum letzten Tropfen Blutes erschöpft und es mit einem Lanzensich durchbohrt, das kann man nicht mit der Vernunft ergründen, da muß man mit verhülltem Antlitze in die Knie fallen, und anbeten.

Und daß dieses Herz lebendig unter uns weilt auf unseren Altären, daß Es unaufhörlich nach unserer Liebe dürstet, und von uns keinen anderen Lohn erwartet, als daß wir Ihm unser Gegenliebe schenken, das ist das größte, wundervollste, und heiligste Geheimniß unserer Religion. Wer das vollständig erkennt, und mit gläubigem Gemüthe erfaßt, wird nicht nur Gott eifrig dienen wollen, sondern auch einsehen, wie häßlich und verabscheuungswürdig die Sünde ist, da jede Sünde nothwendigerweise einen Verrath am göttlichen Herzen Jesu einschließt. Um zu sündigen, müssen wir auf's Neue dieses liebevolle Herz verwunden.

„Ach ! Wenn ich es nur der ganzen Welt verkünden könnte, wie unendlich Gott die Sünder liebt, und wünscht, daß sie sich zu Ihm bekehren,“ war der Ausruf der hl. Theresia.

Der hl. Vater, Papst Leo XIII., fordert uns Alle auf, diese Liebe des göttlichen Herzens anzuerkennen, und nach Kräften zu erwidern. Es ist dieses die beste Vorbereitung auf das große Jubiläum, das heilige Jahr, welches nächste Weihnachten in Rom anfängt, und an Weihnachten 1900 schließt. Es wird

zur Gewinnung des Ablasses verlangt, daß man eine Pilgerfahrt nach Rom mache, und dort die vier ältesten Kirchen besuche. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wird das Jubiläum, nachdem es in Rom seinen Schluß findet, auf die ganze Christenheit ausgebreitet mit entsprechenden Bedingungen für Alle diejenigen, die nicht nach Rom wandern konnten.

So eine Pilgerfahrt nach Rom ist leider nicht Jederman möglich, aber Millionen werden die Pilgerreise unternehmen, selbst wenn es Opfer kosten wird.

Aber, lieber Leser und liebe Leserin, (denn das fromme Geschlecht darf ich nicht vergessen) wenn du auch nicht nach Rom auf die Pilgerfahrt gehen kannst, so kannst du es vielleicht fertig bringen, eine Wallfahrt nach der heiligen Wallfahrtskirche „Unserer Lieben Frau“ zu Niagara Falls, an der kanadischen Grenze zu machen.

Am 16ten Juli, am Skapulirfeste Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel findet alljährlich eine große Pilgerfahrt statt, um den großen Ablass zu gewinnen. Bei jedem Besuche der Kirche an dem Tage, und wenn man den Besuch auch noch so oft wiederholt, kann man einen vollkommenen Ablass gewinnen, den man den Armen Seelen zuwenden kann. Wohnst du vielleicht zu weit entfernt, um am selbigen Morgen, (es ist heuer an einem Sonntage) hinzureisen, so komme nur ruhig am Samstag vorher — das neue Hospiz ist jetzt offen, und man hat Platz für wenigstens 50 Pilger. — Nur soll man die Karmeliter-Väter, Niagara Falls, Ont., vorher in Kenntniß setzen, daß man im Hospiz bleiben will. Männer und Frauen können dort bewirtheet werden.

Nur, wenn geistliche Uebungen stattfinden für gewisse Klassen, ist das Hospiz für Andere geschlossen; zu allen anderen Zeiten jedoch ist es für Alle Katholiken beiderlei Geschlechtes offen. — Wer Weiteres darüber erfahren will soll dorthin schreiben und nachfragen.

Soviel mir bekannt ist, werden im Juli nur in der letzten Woche vom 23. bis zum 30. Juli geistliche Exercitien gehalten werden, und zwar ausschließlich für Priester — die übrigen Wochen sind also Jedem frei, der sich einige Tage

aufhalten will. Die Abonnenten unserer „Mutter Gotteschrift,“ der „Kundschrau“ werden natürlich doppelt willkommen sein.

Beschreiben läßt sich das Hospiz kaum. Es ist ein großartiger Bau, und unser Pater Provincial, der jetzt dort wohnt, hat Alles auf das Kunstvollste einrichten lassen.

So z. B. wird das ganze Gebäude mit Elektrizität beleuchtet, und im Winter geheizt. Alles wird in der Küche mit Elektrizität gekocht und zubereitet. Elektrische Backöfen, elektrische Kaffee- und Thee-Kannen, elektrische Wasserheizung, elektrische Glocken und was sonst noch mit dieser Kraft gethan werden kann. Von allen Seiten kommen die wissenschaftlichen Leute und bewundern die Einrichtung. Es ist nämlich das erste Gebäude in der ganzen Welt, welches so vollständig mit elektrischer Kraft eingerichtet ist. Einer der Patres erzählte mir, daß ein großer Elektriker, der das Hospiz besuchte, öffentlich erklärte: „Ihr Klosterleute seid doch immer in Aller Wissenschaft voran. So ist es auch jetzt mit dieser aller modernsten Wissenschaft. Euer Hospiz ist das erste große Gebäude in der Welt, welches die Elektrizität für alle häusliche Zwecke benutzt. Selbst die Bügeleisen im Waschkimmer sind elektrisch.“

Ich kann dir nur sagen: Geh' hin und gud' dir's selbst an. Die Wallfahrt, welche zu irgend einer Jahreszeit genacht werden kann, wird deine Seele erfrischen, und im Hospiz wirst du Alles finden, was dein Körper kräftigen kann, die reinste Luft, das reinste Wasser, eine gute Küche, denn die elektrisch zubereiteten Speisen verlieren absolut Nichts von ihren nahrhaften Säften, und die herrlichsten Naturschönheiten rundum, die der liebe Gott uns Menschenkindern zur Bewunderung seiner Schöpferkraft geschaffen hat.

Wer einmal dort gewesen ist, wird wieder zurückkehren wollen. Das sagt Jeder, der das Hospiz bis jetzt besucht hat.

Durch seinen Einfluß auf das Weib und durch seine schöpferische Thätigkeit zur Hebung desselben mittelst des Cultus der allerseligsten Jungfrau hat das Christenthum überhaupt Alles, was wiederum von dem Einflusse des Weibes abhängt, erneuert und gehoben, — den Einzelnen, die Familie, die Gesellschaft.

Des Kindes Auge.

Canova, der berühmteste Steinbildhauer, hatte für einen Prinzen ein Kreuzifix zu machen. Er machte ein Modell, ein zweites, endlich noch ein drittes. Selbst überlegte er lange und auch seine Freunde hatte er gefragt, welches der Modelle würdig sei, in Marmor ausgeführt zu werden; aber die Urtheile lauteten verschieden.

Unter diesen Umständen war nahezu die Zeit verstrichen, welche zur Herstellung der Statue bestimmt war, ohne daß der Meister, noch immer wankend in seinem Entschlusse, mit der Ausführung derselben begonnen hätte.

So saß er nun rathlos da, auf die drei Modelle vor sich auf dem Tische hin und wieder einen prüfenden Blick werfend, und dann zu keinem Resultate kommend unmutig vor sich hinstarrend, unzufrieden mit seiner Kunst, in der er doch der größte Meister aller Zeiten und Völker war. Und lange mochte er so geseffen haben — da auf einmal begannen seine Züge sich zu beleben, — wie ein heller Sonnenblick durch dunkle Wolken schoß es über sein bleiches, ernstes Gesicht und plötzlich auffpringend, rief er mit funkelnden Augen: „Ich hab's!“

Und dem Worte die That auf dem Fuße folgend lassend, stürmte er hinaus — aber um bald wieder zurückzukehren, ein allerliebstes, kleines Mädchen von sieben Jahren an der Hand führend, das mit seinen großen schwarzen Augen aufmerksam in dem seltsam ausgestaffirten Raume sich umschaut.

„So, Anita,“ sagte der Meister, indem er sich setzte und das Kind zärtlich auf seinen Schooß zog, nun bleibst Du einmal bei mir. Ich habe auch etwas für Dich. Warum kommst Du denn nicht zu mir, da wir doch zusammen in einem Hause wohnen, und Du früher so oft zu mir kamst?“

„Weil meine Mama es mir verboten hat;“ entgegnete das Kind treuherzig.

Der Meister lächelte wehmüthig.

„Warum hat denn Deine Mama es Dir verboten?“ fragte er zärtlich, indem er langsam und gedankenvoll das üppige schwarze

Lockenhaar des Kindes durch seine Finger gleiten ließ. „Habe ich Dir etwas zu Leide gethan?“

Das Kind sah mit seinen großen, sprechenden Augen verwundert, ja etwas ängstlich zu dem Meister auf.

„Nein,“ sagte es leise und stockend, „Du hast mir nichts zu Leide gethan. Alle Leute haben Dich lieb! — aber Mama sagt, Du seist krank, und deshalb darf ich nicht zu Dir kommen; aber ich komme doch gerne zu Dir.“

„Du bist ein braves Kind,“ sagte der Meister gerührt. „Ja, ich bin krank; aber Du sollst mich wieder gesund machen. Wenn Jemand mir den Frieden der Seele wiedergeben, mich von allen Qualen des Zweifels befreien kann, dann bist Du es.“

Und zu dem Tische sich wendend, auf dem die drei Christusmodelle standen, sagte er, mit der Hand auf dieselben deutend: „Deine Mama hat mir oft gesagt, meine Anita ist ein frommes Kind, und da auch ich weiß, daß Du ein frommes Kind bist, so kannst Du mir wohl sagen, welche von den Figuren, die Du da siehst, der liebe Gott ist.“

Das Kind, im Anfange etwas betroffen, betrachtete mit seinen großen, unschuldsvollen Augen eine Weile aufmerksam die Figuren, dann auf einmal mit einem unendlich rührenden Ausdruck in seinem Gesichte, die Hände faltend, sagte es leise, aber bestimmt: „In der Mitte steht der liebe Gott.“

Der Meister athmete tief und schwer auf. Ein Ausruf des höchsten Entzückens entrang sich seiner so lange von Zweifeln gequälten Brust.

„Ja, Du hast Recht, Anita,“ klang es zitternd von seinen Lippen, „der nur schaut den lieben Gott, wer ihn mit Kindesaugen schaut.“

Auch zur Zeit des Friedens, auch zur Zeit, wo die Leidenschaften ruhen, die Versuchungen schweigen und der Teufel sich zurückzieht, darf man die Waffen nicht aus den Händen legen. Denn immer bleibt es wahr, wie es in der heil. Schrift heißt: Mein Sohn, willst du Gott lieben, so mache deine Seele auf Versuchungen gefaßt und gerade je ruhiger es vorher ist; desto heftiger und heißer wird der Kampf, wenn er losbricht.

Aus stürmbewegten Tagen.

Episode aus dem Sappeler Krieg. (1529—1531.)

(Fortsetzung.)

5. Die Flucht.

Im folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus den Burgunderkriegen, aus dem Zeughause hervor, und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierräderigen Wagen vor dem Rathhause auf. Die Munitionswagen fuhren zum Pulverturme, wo die mit Eisen wohlbeslagenen Kisten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße soviel, als ihm nöthig schien, aus dem Kasten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Unterdessen wurden die Hafenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schlossermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am späten Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige, kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem wilden Thale der Muota, und bald nachher landeten bei Säckelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden trugen — hoch wehte das Schlüsselbanner. Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwylser Seite her in das Städtchen ein. Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Schaaren unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren rothen Schein auf die bun-

ten Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathhauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Rathsboten der katholischen Kantone auf dem Rathhaussaale versammelt. Dasselbst wurde der Absagebrief an Zürich verfaßt und ausgearbeitet. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote in die feindliche Stadt. Der dortige Rath war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausblieben waren.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sanct Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das schöne Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trüzig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerschaaren in Demuth auf den Knien lagen. Die Hauptleute beteten mit lauter Stimme den Rosenkranz vor und die Schaaren antworteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fahnenträger die Stufen zum Chore hinauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banuer ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. O! seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urtheilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und theuer gewesen:

das hochheilige Sakrament des Altars, die Heiligkeit des Priesterstandes, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut, auf das Wort eines Mannes hin, der sich weder an Gelehrsamkeit, noch an Heiligkeit mit den Tausenden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen könne. Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen,“ rief der Priester zum Schlusse, „lieber Gut und Blut verlieren, als das Unterpfand der Seligkeit, unseren alten, heiligen, katholischen Glauben.“

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katholischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zuthun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar tödten. Niemand beleidige das hilflose Alter und Geschlecht, oder vergeße, die Kirchen und Priester zu ehren.“ Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagebrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Schaaren. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzten zwei Nächte ihre Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Thräne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie viel zu thun, das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagelohnungen her, und sie mußte die Wirthin machen. So zwang sie sich, fröhlich und munter vor den Fremden zu sein; aber es ge-

lang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarerthurme gefangen lag, schwebte der liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugesandt, aber keine Antwort erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Charakter ihres Bruders geübt.

So war es in der That. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt hatte, zog ein anderes peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlands-Verrathes lastet auf mir.“ Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstigenden Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte die Anschulldigung des Ammanes Toß; er konnte nichts erwidern als Lügner. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterner, viereckiger Thurm, der Raibenthurm im Volksmunde genannt. Dort waren in dunkeln Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort stand auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauder erregenden Vorrichtungen. Dahin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstigenden Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Unge-

wohnte seines Nachtquartieres. Die Thurmuhr über ihm rasselte, das Näderwerk schnarrte, der schwere Pendel hatte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk, und fiel der Hammer, und dröhnte die Sündenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Wassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Thurmsfensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerischen Zurüstungen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Binnen weniger Tage,“ tröstete er sich, „werden ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer Recht hatte — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder er, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglück über unser Land heraufbeschwor.“

Der alte Wunibald kam und brachte Wolfgang Speise und Trank. Wie erschrocken der Gefelle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Einthürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die muthmaßliche Ursache seiner Verhaftung erfuhr. „Es wird schon so sein,“ sagte der Alte, und die Kniee zitterten ihm sichtlich. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden.“

Der Jüngling beruhigte den Thurmwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Muth und Klugheit,“ sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das Beste sein, wenn wir zwei Zug beizeiten Lebewohl sagten. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Thurmes anvertrauten.“

Von da an war Wolfgang gutes Muthes. Am Abende erhielt er durch den alten Thorwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumüthig zum Vater zurückzukehren und mit in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät,“ sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Töne der Querpfeifen und das Wirbeln der Trommeln an das Thurmsfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Schaaren mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, manns hohe Schlachtschwerter, blanke Helmbarden, schwere Riken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schaar der Hafenschützen schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte, und wie alsbald der Befehl zum Aufbruche gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm die Stadthore geschlossen und die Zugbrücken knarrend emporgezogen wurden.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle weisfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den Knien, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Vatten und für den Sieg des heiligen Glaubens. Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtig. Jetzt stieg sie hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwanden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall. Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firnen der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah

Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bitteren Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang.

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschüzes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder S. um? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!“ Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Thürmen, und Freudenschüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Thäler von Schwyz, und weit hinein in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingeflößt; so konnte er dem alten Munibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt!“ wiederholte der Thurmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Junstfahnlein sind erobert; mit Noth konnten sie das Hauptbanner retten.“

„Dann müssen wir fort von hier,“ sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr,“ erwiderte der alte Thurmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen, als zum Feinde überlaufen. Aber da es dem jungen Herrn an's Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, ihm Nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!“

„Du bist also bereit?“

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen.“

„Und wo kommen wir durch?“

„Jedenfalls an keinem Thore; sie sind alle

scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Kahne probiren müssen.“

„Gut dem, nach Mitternacht,“ sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunkeln Umrissen vor ihm. Da drüben mußte der Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vor hatte? Er wandte sein Auge nach einer andern Seite; dort oben lag der Kirchhof — da schlummerte seine selige Mutter. Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht? Es wurde ihm weich um das Herz; eine Thräne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Bewegung des Jünglings war heftig, und beinahe hätte der gute Engel gestegt. Aber da trat das Bild seines Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!“ preßte der Unglückliche hervor. „Schwester, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir euch ersetzen, und in Oelibachs Hause werde ich eine neue Heimath finden.“

„Und dein Glaube?“ fragte eine Stimme in seinem Innern. Da mahnte die Thurmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Thorstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zehender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Fallthüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?“ wurde gefragt.

„Ja, Munibald. Wie kommen wir an der Thorstube vorbei?“

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich gethan; sie werden uns keine Umstände machen.“

Leise schlichen die beiden die Treppe hinab. Jetzt kamen sie um die letzte Wendung der

Thorstube nahe ; die Thüre stand angelweit offen ; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal,“ brummte der Alte ; „müssen sie gerade jetzt die Thüre geöffnet haben !“

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse,“ sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Thüre erreicht, schlug sie hallend in das Schloß, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, schob die Riegel vor und rief : „Jetzt fort !“

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mostkrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet,“ sagte er, und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm,“ sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war ; ich meine, 's ist oben einer ausgeprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen.“

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach,“ schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben ; aber taumelnd fiel er auf die Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen.“

„Verwünscht — wir sind eingesperrt,“ schrie

der erstere. „He, zu Hilfe ! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt !“ stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwischen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schiffände erreicht, sprangen in einen Rahn und zuhren sachte an den Palissaden hin, welche die Stadt von der See Seite schützten. Jetzt hatten sie den Durchgang erreicht ; aber eine Kette sperrte ihn.

„Gut, daß ich mich vorgesehen,“ sagte Wunibald. „Hier ist eine Feile. Treibt den Rahn hart an den Pfosten hin — so ; da, die Dese muß durch.“

Der Jüngling setzte an und arbeitete hastig. „Sie packt gut ; ein paar Minuten, und alles ist in Ordnung.“ Aber die Feile gab einen schrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Thurmwart erschrak und horchte ängstlich, ob das Geräusch sie nicht verrathe. Da schien es ihm, er höre Schritte : „Um Gottes willen macht leise ! Man kommt über den Platz gelaufen, weiß der Ruckuck, man hat uns bemerkt, der Wächter stößt ins Horn —“

Da sprang die Kette klirrend entzwei.

Sie sollen uns einholen, wenn sie können,“ rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderschlägen getrieben, schoß der leichte Rahn über die dunkle Wasserfläche hin.

(Fortsetzung folgt).

Das Verständniß des Grusses : Maria, mein Bild, wird klar durch den Ausdruck des heil. Cuthchius : das Bild, das ich am liebsten im Geiste betrachte und das ich am öftesten in Wirklichkeit anschau, ist das Bild der heiligen Jungfrau. Durch die glühende Liebe und durch das oft wiederholte Anschauen wird es mein Bild ; und mein Bild wird es in zweifacher Gestalt, ein geistiges durch die Betrachtung, ein materielles durch Menschenhand.

Unter allen Beziehungen, in welchen das Weib zum Manne steht, ist die nothwendigste, ohne welche kein Mann existiren kann, ohne welche Gott selbst, um Mensch zu werden und Gottmensch zu sein, nicht hat existiren wollen, die Beziehung der Mutterschaft. Mittelst die-

ser heiligen Beziehung übt das Weib auf den Mann einen Einfluß aus, der eben darum, weil er seine Quelle aus dem mütterlichen Schooße nimmt, sein ganzes Leben hindurch sich in ihm fühlbar macht, selbst wenn die mütterliche Erziehung längst aufgehört hat.

Willst du den Frieden, so rüste dich zum Krieg, heißt ein sehr kluger Lebensgrundsatz, der beweist, daß man, um Ruhe zu genießen, nicht die Waffen ablegen darf, sondern immer gerüstet dastehen muß. Dann nur erhält man den Feind stets in gehöriger Achtung und er wagt keinen Angriff. Dies gilt auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens ; denn die Seele wäre verloren, die erst dann die Waffen suchte und ergreifen wollte, wenn der Feind sie überfällt.